Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 3 — Gotha, 3. Februar 1927 — 41. Jahrgang

Inhalt: Führer [Sp. 97] — Die Mission und die neue Zeit. 3. Christus und der Widerchrist [Sp. 98] — Ist Schleiermacher wirklich ausgeschöpft? [Sp. 99] — Die Religion Gerhart Hauptmanns. Erste Hälfte [Sp. 104] — Das Problem der Lebensformung bei Gertrud Bäumer [Sp. 108] — Von Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend. 3. Leipzig (Nikolaischule) [Sp. 112] — Der Olymp Chinas [Sp. 115] — Tagung für Sexualethik auf der Elgersburg, Oktober 1926 [Sp. 115] — Pastors Geschichte der Päpste [Sp. 123] — Bücher und Schriften: Der lebendige Kalender; Bärenreiterjahrbuch; Conrad Ferdinand Meyers Werke; Goethes Morphologische Schriften; Naturwissenschaft, Weltanschauung, Religion (Reinke); Vom öffentlichen Geheimnis des Lebens (Schrempf); Das Volk der Religion, Der Herr der Menschheit (Tögel); Was ich im Morgenlande sah (Sommer); Erlebnisse eines Pfarrers in 36jähriger Dienstzeit (Philalethes); Liturgische Feiern (Ott); Die Seelsorge in der Evangelisation (Henrichs); Die sieben Worte am Kreuz (Stockmeyer); Im Jahreslauf, Adler-Kunstmappe (Thiele); Nachlese zu Hoff-Budde „Adrian Ludwig Richter) [Sp. 127] — Das Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften [Sp. 132] — Altersgedanken über kirchliches und religiöses Leben der Gegenwart [Sp. 135] — Vom Katholizismus der Gegenwart [Sp. 138] — Wöchentliche Chronik [Sp. 141] — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen [Sp. 142] Versammlungskalender [Sp. 142] — Anzeigen

Führer

Und Jesus sprach zu ihnen: Folget mir nach. Mark. 1, 17
Und seine Jünger folgten ihm nach. Mark. 6, 1

Es ist etwas Wundervolles um einen Führer, dem man nachfolgen kann. Nicht ein Vorbild, das nachzuahmen man die Aufgabe hätte. Denn eben das könnten wir vielleicht nicht, dafür stünde er uns vielleicht zu hoch. Sondern ein Vorgänger, an den man sich halten kann; der uns eben darum an sich fesselt, weil er so groß ist; zu dem wir darum ein unbedingtes Vertrauen haben; von dem ohne Unterlaß Weisungen und Kräfte auf uns ausgehen.

Jesu Jünger hatten einen solchen Führer an Jesus. Wohl ihnen. Wohl uns, wenn wir in der gleichen Nachfolge unsern Weg gehen. Oder sollen wir eines Andern warten?

Es mag Stunden geben, Zeiten, wo er uns nicht genügt. Wo er uns so ferne ist. Warum? Liegt es an ihm? Liegt es an uns? — Da gibt es dann Führer, die uns wieder zu ihm weisen, die Verbindung mit ihm wiederherstellen. Kaum Jemand unter uns, der nicht solchen Führern zu Jesus dankte, daß Jesus unser Führer geworden ist.

Luther war und ist vielen unter uns Deutschen und weit über unser Volk hinaus ein Führer zu Jesus. Nun habe ich zeitlebens immer wieder einmal von Kanzeln und Rednerbühnen gehört, in Artikeln und Schriften gelesen: was wir brauchten, sei ein neuer Luther. Ich habe das immer als rhetorischen Effekt oder als Verlegenheitsrede empfunden. Denn Gott kann uns zwar auch einmal wieder einen neuen Luther schenken. Aber er tut das nicht so leicht. Er ist mit solchen Führern nicht so freigebig. Und wir sollen uns lieber von dem Luther führen lassen, den wir haben. Und von dem Jesus, den wir haben.

Und sollen nicht so ohnmächtig tun. Sollen nicht leben und jammern, als hätten wir keine Führer. Sondern wir sollen besser selbst Führer sein. Geführte und Führer.

Es ist heute viel von Führern die Rede. Das Führerproblem wird erörtert. Führer werden auf Schulen gezüchtet. Gewisse Stände bekommen immer wieder gesagt, daß sie geborene Führer seien. Und erhebt nicht der gesamte Pastorenstand den Anspruch auf Führung der Christengemeinde von Berufs wegen?

Alles das in Ehren. Man kann seinen Führerberuf anschauen und darüber hochmütig werden. Man kann sich zu ihm bekennen und ganz demütig sein. Man tut Unrecht, wenn man sich Führung anmaßt. Und man versündigt sich, wenn man Führung ablehnt.

Alles in Allem: wir sind Führer und Geführte. Wir sind in dem Maße Führer für Andre, als wir uns recht führen lassen. Das Neue Testament weiß es nicht anders, als daß der Geist Gottes ausgegossen ist über Viele und die Weissagung Joels erfüllt an Söhnen und Töchtern, Jünglingen und Alten, Knechten und Mägden. Wir sollen schon hoch denken von unserer Berufung. Wir sollen die neue Verantwortung nicht ablehnen. Wir sollen ein königliches Priestertum und heiliges Volk sein mitten unter einem argen, ehebrecherischen Geschlecht. R

Die Mission und die neue Zeit

3. Christus und der Widerchrist

1. Hat der Widerchrist hier nur einen Vorwand genommen, um dem Christus beizukommen? Oder hat er mit dem Scharfblick des Kämpfenden genau die schwache Stelle seinem Angriff erspäht?

Gleichgültig — ob Vorwand oder Schwäche — die den Namen des Christus sich zumessen, sind beidemal verantwortlich. Der Kampf gegen den Mammon ist der Kampf gegen die vergottete Kreatur, die sich aus der Bindung des Ursprungs entfesselt hat. Dämonie und „Fall" aber sind eins.

Der Menschensohn spricht: „Wenn ich mit Gottes Finger die Gottheiten (daimonia) austreibe, dann ist (ihnen) die Herrschaft Gottes bei euch zuvor gekommen." Das Erste, was er seinen Jüngern gibt, ist immer die Macht über die Dämonen.

Was ist „Gottes Wort" in der Welt, wenn nicht Dynamis über die Dämonen? Wenn nicht Dynamis zuerst über unsere eigenen Dämonen?

2. Der Menschensohn warnt die Gelehrten seiner Zeit: „Des Himmels Gestalt kennet ihr wohl. Aber die Zeichen der Zeit ..."

Die Zeit steht unter der Apokalypse. Nicht „unsere Zeit". Die Zeit überhaupt. Die Blitze der „letzten Dinge" zünden mit heißen Schlägen hinein in die Welt, die vergeht. Jetzt und schon immer. „Wahrlich, ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen ..."

1914 — das brenende Flandern sah nicht aus „wie aus der Hölle emporgehoben". Es war aus der Hölle emporgehoben. Es war wiedererkannte Hölle. Apokalypse!

Das tempus propheticum ist immer auch Präsens. In der Zeitgeschichte gibt es dieses Tempus nicht. Für die „heilige Geschichte" ist es grundkategorial. Zeit und Raum sind Hilfsbegriffe. Sie sind nichts an sich. Sie sind nur Anschauungsformen. Daß sie notwendig negative Größen sein müssen, wird vor dem Gegenstand des Glaubens erst

ganz sichtbar. Beide sind dem Glauben nur mehr Ideogramme für ein Faktisches. Beide sind hier nur mehr Grenze — allerdings unübersteigbare — unsrer Anschauung in „dieser Welt". Der Mond kehrt uns immer nur die eine Seite zu. Die andere bleibt uns immer verborgen. Und nur diese eine Seite steht im Lichtkegel der Erde. Aber ununterbrochen dreht sich seine Kugel aus dem Licht in das Dunkel. Ununterbrochen wird die Fläche, die wir sehen, Körper, den wir nicht sehen.

Gott macht heut die Mission — wider ihren Willen — zur apokalyptischen Botin an die Zeit. Sie erinnert die „neue" Zeit daran, daß sie die alte sei. Und wenn Etwas neu in ihr sei, daß es dann das alte Thema der heiligen Geschichte sei: der Kampf zwischen dem Christus und seinem Widerchrist.

3. Das letzte Buch des Kanon, das wir eigentlich selbst könnten geschrieben haben (oder vielleicht erst wieder schreiben werden) ist die Apokalypse. Es mußte erst „Zeit" vergangen sein, es mußte erst „Geschichte" geschehen sein, damit „offen" und „bar" werde, was in ihr vor sich gehe. Apokalypsis ist Ent-Deckung der Kreaturwelt unter Gottes Botschaft.

Mission in den Kategorien der Zeitgeschichte ist absurd. Es sei denn, Mission wäre Religionspropaganda. Oder das Bekehrungsinstitut einer Kirche (oder Sekte), die sich selbst schon als civitas dei weiß. Nicht aber darauf wartet. Nicht also aus dem Glauben lebt. Zum Glauben gehört Schöpfung. Entwicklung ist eine ressentimentale Vorstellung der Vernunft in der Verlegenheit vor dem Unübersehbaren ihres Objekts. Der Glaube ist dem Un-Gesetz des Kontingenten in der Welt zugeschaffen. Kontinuität kann hier gefahrlos als Illusion erkannt werden. Der Glaube kann sich leisten (was zum Existieren in der Realität nötig ist), sich im freien Sturze ins Nichts fallen zu lassen und es mit dem Zufall, der ein Dämon ist, aufzunehmen. Der Glaube kennt wohl den Satz der Kausalität: Von Nichts ist Nichts. Er existiert aber nur, wie alles Andere, das Existenz hat (selbst das Böse), aus dem Faktum: Von Nichts ist Alles. Wo man im „Strom der Geschichte" dahin fährt, wo man im ewigen „Gestaltwandel" wandelt und verwandelt wird, da bedarf man der Selbsttröstungen der Philosophie. Wo aber die Zeit donatio fidei empfing, wird die Erkenntnis des Sinnlosen ertragbar. Da wird sogar Selbsterkenntnis: Erkenntnis von Fall und Fluch — ertragbar.

Ja vielmehr und eigentlich: Die Endgeschichte wird hier der Ausgangspunkt der Urgeschichte: „Schöpfung noch einmal".

Hier ist Mission wieder möglich. Im Glauben inmitten der entschleierten Schöpfung. Nein, sie ist hier wieder Gebot. Gottes Gebot. Also nicht, wie eine Arbeit, die um ihrer selbst willen geschähe. Die Selbständigkeit für sich besäße. Sie ist eine Arbeit im Kampf zwischen Christus und dem Widerchrist, der in mir selbst ist, der in meinem Dorfe ist, entschränkt in den Horizont der Erde. Mission ist der ökumenische Stand der Verantwortung, und zwar unter der absoluten Forderung, die im Gegenüber der beiden Personen in der Zeit akut geworden ist. Hier liegt ihr Sinn. Hier der Zwang, mit dem sie uns treibt. So wahr die Erde nichts Anderes ist als der Punkt im Raum der Kreatur, der unter dem Großfeuer dieses Kampfes steht. Und solange dieser Aon geht.

Schwabendorf Paul Schütz

Ist Schleiermacher wirklich ausgeschöpft?

1

Vier Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges schrieb Friedrich Naumann zur Einführung einer kleinen Sammelschrift über Schleiermacher folgende Sätze:

> Der junge Theologe soll nicht von der Universität gehen, ohne sich mit den zwei Bänden der Schleiermacherschen Glaubenslehre eingehend beschäftigt zu haben. Ich denke gern der Stunden, in denen ich durch diese hohe Arbeit aus dem ganzen Theologenstreit der damaligen Gegenwart herausgehoben wurde. ... Der Abfall vom Protestantismus würde nicht so groß geworden sein, wenn der Protestantismus mehr vom Brote Schleiermachers gegessen hätte. Ist es nicht eine Torheit, wenn eine Religionsgemeinschaft einen solchen Geist geschenkt bekommt und dann noch fast ein Jahrhundert lang tut, als besäße sie ihn nicht[1])?

Das Jahrhundert seit dem Tode Schleiermachers (1834), auf das Naumann mit diesen Worten anspielt, ist noch heute nicht abgelaufen. Und doch haben wir bereits seit einer Reihe von Jahren eine Bewegung, die von dem Einfluß Schleiermachers das Verderben der gesamten neueren evangelischen Theologie herleiten zu müssen meint und sich offensichtlich die Aufgabe stellt, das Studium Schleiermachers den Theologie-Studierenden und überhaupt allen theologisch Interessierten möglichst zu verekeln.

Diese Bewegung ist in den Jahren nach dem Weltkrieg gleichzeitig mit der Abwendung von der gesamten Vorkriegs-Theologie entstanden. In dem Barth-Gogartenschen Kreise wird sie mit besonderer Vorliebe gepflegt. In Emil Brunners Buch „Die Mystik und das Wort" hat sie sich aufs schärfste zugespitzt und — sich selbst überschlagen[2]). Sie hat sich damit bereits selbst ad absurdum geführt. Denn eine Position, die zu ihrer Vertretung solcher Gewaltsamkeiten bedarf, wie sie Brunners Darstellung beherrschen, richtet sich für jeden unbefangen und vorurteilslos Denkenden von selbst. Gleichwohl wird sie voraussichtlich einstweilen noch Viele in ihren Bann ziehen, denn sie kommt gewissen Zeitneigungen, insonderheit der Neigung zum Radikalismus, entgegen; und sie stützt sich außerdem auch auf einige an sich, d. h. abgesehen von der falschen Verwertung, sehr berechtigte Momente. Zu diesen rechne ich vor allem den Kampf gegen die Vorherrschaft von Historismus und Psychologismus, die in der Vorkriegszeit tatsächlich in erschreckendem Maße überhand genommen hatten.

Nun liegt es aber so, daß gerade die Grundintentionen der Theologie Schleiermachers über die einander teils ausschließenden, teils ergänzenden Einseitigkeiten von Historismus und Psychologismus hinausführen. Das ergibt sich schon daraus, daß Schleiermacher bereits in der für seine Gesamtauffassung der theologischen Aufgabe grundlegenden „Kurzen Darstellung des theologischen Studiums" die so wichtige und doch immer wieder vergessene Einsicht geltend gemacht hat, daß das Wesen der Theologie als Wissenschaft in dem Ineinandergreifen historischer und systematischer Arbeit liegt. Denn daß bei dieser Beurteilung des Sachverhalts die systematische Arbeit nicht einfach in Untersuchungen empirisch-psychologischer Art bestehen kann, liegt auf der Hand, da diese sich der historischen Aufgabe restlos einfügen und unterordnen würden. Dennoch wird Schleiermacher beschuldigt, der Vater alles Subjektivismus und Psychologismus in der evangelischen Theologie zu sein. Aber damit wird ihm eine Schuld zugeschrieben, die in Wirklichkeit die Schuld der Epigonen ist, die seinen ganz anders gemeinten Ansatz ins Subjektivistische und Psychologistische verschoben haben. Gerade an dem Buch Brunners, der alle in der genannten Hinsicht gegen Schleiermacher erhobenen Beschuldigungen zusammenträgt und einheitlich zusammenfaßt, kann man sich klar machen, wieviel Mißverständnis und Willkür-Deutung sich Schleiermacher gefallen lassen muß.

Wenige Beispiele mögen dies Urteil erhärten. Schleiermacher betont mit größtem Nachdruck — speziell gegen Hegel und die in der Art Hegels verfahrenden spekula-

[1]) Schleiermacher, Der Philosoph des Glaubens. Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg 1910. S. 7 f.

[2]) Tübingen, J. C. B. Mohr 1924. 396 S. 12.50, geb. 15.50 Frcs.

tiven Theologen —, die Glaubenslehre müsse von jedem Einfluß philosophischer Systeme frei gehalten werden, damit der christliche Glaube nach Maßgabe seiner eigenen Motive und Tendenzen zum Ausdruck gebracht werden könne; er gibt demgemäß die ausdrückliche Anweisung, jeden Satz rein philosophischen Charakters, der sich in seiner Glaubenslehre etwa noch finde, (denn daß er seine Absicht schon vollständig erreicht habe, bezweifelt er selbst) zu streichen oder zu ersetzen. Brunner aber stellt für die Interpretation der Glaubenslehre den Grundsatz auf, was Schleiermacher „auch" sage, müsse uns völlig gleichgültig sein im Vergleich zu dem, was er nach dem Zusammenhange seines philosophischen Systems sagen müßte (S. 148).

Schleiermachers Religionsbeariff lautet in seinem Jugendwerk, den Reden über die Religion: Anschauung und Gefühl des Universums; in der Glaubenslehre heißt es, das Wesen der Religion sei dieses, daß wir uns unser selbst als schlechthin abhängig, oder, was dasselbe sagen wolle, als in Beziehung mit Gott bewußt sind. Brunner aber behauptet, Schleiermacher verlege die Religion, weil in das Gefühl, in die „reine Subjektivität" (S. 130); sein schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl sei „beziehungslos" (S. 136). — Schleiermacher lehrt, daß ohne alles Freiheitsgefühl schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl gar nicht möglich sei; die Frömmigkeit besteht ihm darin, daß der Mensch, wie immer er sich partiell frei und partiell abhängig fühle gegen anderes Endliche, sich doch zugleich auch schlechthin abhängig fühlt. Brunner aber belehrt uns, daß schlechthinige Abhängigkeit gar nichts Anderes heißen kann als Ausschluß alles und jeden Freiheitsgefühls (S. 149). — Schleiermacher schärft in der Glaubenslehre von vornherein, nämlich schon in der Einleitung, ein, daß das unmittelbare innere Aussprechen des schlechthinigen Abhängigkeitsgefühls das Gottesbewußtsein ist, und daß jenes nur zugleich mit der Gottesvorstellung ein klares Selbstbewußtsein wird. Brunner aber stellt Schleiermachers ganze Theologie unter das Motto: „Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch." — Schleiermacher unterstreicht in der Glaubens-Lehre ebenfalls von vornherein, nämlich wieder bereits in der Einleitung, den christozentrischen Charakter des Christentums: Alles in ihm sei auf die durch Jesus von Nazareth beschaffte Erlösung zu beziehen; demgemäß gliedert er dann die Ausführung nach dem paulinischen Schema: Sünde und Gnade Gottes in Jesus Christus. Brunner aber entscheidet, die Christologie sei eine „Störung" in dem theologischen Denken Schleiermachers (S. 208).

Mit Alledem wird also die Intention Schleiermachers glatt in ihr Gegenteil verkehrt.

2

Aber neben dieser Art der Verekelung des Schleiermacher-Studiums steht noch eine andere, die nicht mit so groben und skrupellosen Mitteln arbeitet, indes vielleicht gerade deshalb noch gefährlicher ist. Ferdinand Kattenbusch ist ihr hauptsächlichster Wortführer. Nicht mit den sehr verdienstvollen, aber ausschließlich auf dem historischen Gebiet liegenden Werken seiner Lebensarbeit: dem zweibändigen „Das apostolische Symbol" und der „Vergleichenden Konfessionskunde", von der allerdings bisher nur der erste die morgenländische (sogenannte griechisch-katholische) Kirche behandelnde Band vorliegt; — wohl aber mit den neuen Auflagen seiner kleinen Schrift „Von Schleiermacher zu Ritschl" [3]).

Hier trägt nämlich Kattenbusch als der Weisheit letzten Schluß seinen Lesern, und das heißt in erster Linie den Studierenden, die für solche Winke gerade gegenwärtig nur gar zu empfänglich sind, die ungeheuerliche Behauptung vor, Schleiermacher sei nunmehr „ausgeschöpft".

Wer von einem unbefangenen Schleiermacher-Studium herkommt, faßt sich bei diesen Worten unwillkürlich an den Kopf und fragt sich: Wie ist denn ein solches Urteil überhaupt möglich? Die Befolgung der mit ihm gegebenen Anweisung würde ja die evangelische Theologie um hundert Jahre — vielmehr sie würde sie hinter die Reformation zurückführen.

Indes um mich ganz verständlich zu machen, muß ich jetzt zunächst ein etwaiges Mißverständnis ausschließen. Ich meine ganz und gar nicht, die evangelische Theologie solle einfach zu Schleiermacher zurückkehren und seine Aufstellungen übernehmen. Ich selbst tue das in keiner Hinsicht und an keinem Punkt; ja ich gelange gerade an grundlegend wichtigen Punkten, z. B. schon bei dem Religionsbegriff, vollends bei dem Gottesbegriff, dem Begriff der Sünde und dem der Rechtfertigung zu völlig verschiedenartigen, zum Teil in die genau entgegengesetzte Richtung führenden Anschauungen.

Aber nichtsdestoweniger meine ich, daß jenes Urteil Kattenbuschs die denkbar verkehrteste These ist und eine Irreführung sondergleichen bedeutet. Friedrich Naumann hat hier mit seinem offenen Blick für konkrete Situationen und Aufgaben sehr viel klarer gesehen und richtiger geurteilt. Das Studium Schleiermachers ist nächst dem der Reformatoren, vorzüglich Luthers, die beste methodische Schulung für angehende evangelische Theologen. Und das auch gar nicht etwa bloß unter formalem Gesichtspunkt, sondern durchaus — trotz aller geltend zu machenden Vorbehalte — auch in inhaltlicher Beziehung.

Ist Schleiermachers Einsicht in das Verhältnis wechselseitigen Sich-Bedingens historisch- und systematisch-theologischer Arbeit schon allgemein zur Anerkennung und Auswirkung gelangt? Ist sie es speziell auch in Bezug auf das große und wichtige Gebiet der allgemeinen Religionsgeschichte, das uns erst die Forschung der letzten Jahrzehnte in größerem Umfange erschlossen hat, obgleich Schleiermacher selbst es bereits in seinen Gesichtskreis einbezogen hatte? Läßt sich das auch nur mit einem Schein von Berechtigung behaupten, solange berufenste Vertreter jenes Gebietes sich noch über vollständige Verständnislosigkeit namhafter theologischer Systematiker für ihre Arbeit beklagen müssen [4]), und solange die neueste (nämlich die sogenannte „dialektische") Theologie bedeutsamste religionsgeschichtliche Befunde und Probleme ohne sachliches Eingehen bei Seite schiebt [5])? Ist Schleiermachers Einsicht in die Bedeutung der Gemeinschaft (der „Kirche") für die Praxis nicht nur, sondern auch die Theorie des religiösen Lebens bereits hinreichend ausgewertet? — Ist Schleiermachers Theorie vom schlechthinigen Abhängigkeitsbewußtsein schon in ihrer ganzen Tiefe, die ihr trotz ihrer Mängel eignet, erkannt und fruchtbar gemacht, solange über wesentlichste Momente dieser Theorie die Auffassungen der Forscher noch diametral auseinandergehen? Denn so steht es mit der Frage, ob das schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl sich von dem teilweisen nur dem Grade nach (so in seltener und seltsamer Übereinstimmung Rudolf Otto und Karl Barth) oder qualitativ und prinzipiell, weil einer ganz anderen Dimension angehörig (so der Unterzeichnete) unterscheidet. — Ist Schleiermachers Anweisung, die Religion unabhängig zu machen von den schulmäßigen Vorstellungsformen, schon allseitig durchgeführt? Ist sie wenigstens im Prinzip allgemein anerkannt? Ja, ist sie nur in ihrem eigentlichen Sinn und ihrer ganzen Bedeutung erkannt? — Ist nach der Forderung

[3]) Unter dem Titel „Die deutsche evangelische Theologie seit Schleiermacher". Gießen, Alfred Töpelmann 1924 (4. Auflage) und 1926 (5. Auflage). 160 S. 5, geb. 6.50 M.

[4]) Vgl. Hans Haas in „Theologie der Gegenwart", 1925, S. 313 ff.

[5]) Vgl. Karl Barth, Römerbrief, zu 12, 36.

GOLDBROOK LIBRARY PACIFIC SCHOOL OF RELIGION

Schleiermachers die Disziplin der Dogmatik von allem ihr in der Tradition anklebenden scholastischen Wust schon völlig befreit? Und ist schon alles in ihr bezogen auf die durch Jesus Christus beschaffte Erlösung?

Doch ich breche ab, um nicht ins Endlose fortzufahren und um nun die Aufmerksamkeit auf den gemeinsamen Grundirrtum von Brunner und Kattenbusch zu lenken.

3

Schleiermachers Theologie hat keine geradlinige Fortführung gefunden. Die theologische Entwicklung nach ihm ist unter dem beherrschenden Einfluß der Hegelschen Philosophie in die bekannten verschiedenen Richtungen auseinander gegangen, die extremen rechts und links, und in der Mitte zwischen beiden die der sogenannten Vermittlungstheologie. Erst Albrecht Ritschl hat vom historischen Ausgangspunkt her und — im Zusammenhang damit — durch besseres Verständnis Luthers der spekulativen Verseuchung der theologischen Arbeit Einhalt geboten, allerdings nicht, ohne seinerseits der Gefahr des Historismus nahezukommen. Alle diese Richtungen haben trotz ihrer Verschiedenartigkeit voneinander unter dem Einfluß und der Einwirkung Schleiermachers gestanden. Das ist darin begründet, daß Schleiermacher als erster evangelischer Theologe gegenüber der gesamten theologischen Tradition seit dem Abschluß der Reformation selbständig auf die tiefsten Intentionen dieser letzteren zurückgriff, indem er das neue Glaubensverständnis Luthers für das methodische Prinzip der theologischen Arbeit fruchtbar zu machen suchte. In diesem Sinne sagt das der Glaubenslehre vorangestellte, den schärfsten Gegensatz gegen die Scholastik hervorhebende (wenn auch paradoxer Weise dem Scholastiker Anselm entnommene) Motto der Glaubenslehre:

Ich suche nicht, zuerst Einsicht über Gott zu gewinnen, um daraufhin zu glauben. Sondern erst und nur vom Glauben aus suche ich solche Einsicht zu erlangen. Denn ohne Glauben ist religiöse Erfahrung unmöglich; und ohne religiöse Erfahrung ist in den Fragen nach Gott keine Einsicht zu gewinnen.

Daß sich Schleiermacher der Bedeutung dieser Sätze und ihrer Beziehung auf das Glaubensverständnis Luthers in aller Klarheit bewußt gewesen ist, ergibt sich aus seinen Darlegungen im ersten Sendschreiben an Dr. Lücke. Die religiöse Erfahrung, auf die es ihm ankommt, ist also Glaubenserfahrung, nicht Erfahrung im Sinne empirischer Psychologie. Und so stellt er nun sein methodisches Prinzip auf, christliche Glaubenssätze seien Auffassungen der „christlich-frommen Gemütszustände", in der Rede dargestellt. Die „christlich-frommen Gemütszustände" sind folglich auch im Sinne der Glaubenserfahrung zu verstehen. Es kommt ja nicht darauf an, was wir empirisch-zufällig erfahren, sondern darauf, was wir nach dem Willen Gottes erfahren sollen. Daher sind auch die Glaubenssätze in letzter Instanz an der Heiligen Schrift, näher an den „neutestamentischen" Schriften, in denen sich die Gottesoffenbarung in Jesus Christus bekundet, zu bewähren. Denn alle christliche Glaubenserfahrung hat ja bereits die Heilige Schrift zur Voraussetzung.

Das ist der Gedankengang Schleiermachers, wenn er auf die frommen Gemütszustände oder Bewußtseinszustände verweist. Wegen seines Gewichtlegens auf diese frommen Bewußtseinszustände bezeichnet man nun seine Theologie gern als „Bewußtseinstheologie". Indes dieser Ausdruck ist nicht eindeutig. Und die Art, wie er gewöhnlich verstanden wird, wie gerade auch Kattenbusch ihn versteht, geht an der tiefsten Einsicht Schleiermachers vorbei. Denn Schleiermacher meinte nicht das fromme Bewußtsein im Sinne der bloß subjektiven Gemütsregungen, sondern im Sinne der Glaubensüberzeugungen und ihres Objektgehaltes. Und gerade auf diesen kam es ihm schließlich an. Die Objektbeziehung und den Objektgehalt des christlichen Glaubens aus den genuin-christlichen Glaubensüberzeugungen zu erheben gemäß der Einsicht, daß der christliche Glaube nicht ein Fürwahrhalten von Lehren und Lehrsätzen auf fremde Autorität hin ist, sondern eine Überzeugung, die ein eigenpersönliches Verhältnis zu ihrem Objekt (Gott und seiner Offenbarung in Jesus Christus) zur Voraussetzung hat: das ist — aufs Letzte gesehen — das methodische Prinzip Schleiermachers.

Freilich hat Schleiermacher dies methodische Prinzip nicht rein und sicher durchgeführt. Insofern hat er das Mißverständnis selbst veranlaßt. Dreierlei kommt dabei besonders in Betracht. Erstlich wird das Verhältnis zur Heiligen Schrift nicht hinreichend klargestellt; infolgedessen kommt dann die Heilige Schrift als Urkunde der Gottesoffenbarung in Jesus Christus überhaupt nicht zu ihrem vollen Recht. In dieser Hinsicht ist also direkt eine Korrektur jenes methodischen Prinzips erforderlich. Zweitens macht sich bei Schleiermacher vielfach der grundsätzlich abgelehnte, aber tatsächlich doch vorhandene spekulativ-philosophische Einschlag störend geltend. Und drittens wird jenes Prinzip gegen das Abgleiten ins Subjektivistisch-Psychologistische nicht hinreichend geschützt. Aber andererseits ist doch das Prinzip selbst in der Behandlung fast aller Einzelfragen, wenn auch oft nur in verhüllter Weise — nämlich überwuchert durch die eben genannten Verschiebungen — mitwirksam. Und gerade darauf beruht der einstweilen und voraussichtlich noch auf lange unerschöpfliche Reichtum, gerade darauf auch der unvergleichlich hohe Wert der Theologie Schleiermachers für die methodische Schulung evangelischer Theologen.

Göttingen Georg Wobbermin

Die Religion Gerhart Hauptmanns

Vortrag gehalten am 27. Juni 1926 auf der Tagung des Bundes für Gegenwartchristentum in Cöthen

1

Über die Religion Gerhart Hauptmanns handeln, heißt sich ein wesentlich anderes Problem setzen, als etwa nur das Verhältnis des schlesischen Dichters zum Christentume. Gewiß: Hauptmann stammt aus frommen protestantischen Kreisen; seine Vorfahren hatten sich als arme Weber im Nordböhmischen ihren evangelischen Glauben erhalten. Seine Mutter ging sogar aus einer streng pietistischen Herrenhuter Familie hervor, und der selbe Geist, wie er in dieser kindlich-frohen Frau lebte, berührte den jungen Gerhart Hauptmann noch intensiver, als er nach seiner verunglückten Schulzeit gegen Ende der siebziger Jahre im Striegauer Kreise bei Onkel und Tante Strähler die Landwirtschaft erlernen sollte. Zahllose Stellen seiner Werke, in besonders weitem Umfange der „Emanuel Quint" und die „Anna", legen davon Zeugnis ab, beweisen aber auch schon, daß er mit recht skeptischen Augen manche vielleicht nicht eben hervorragende Vertreter des Christentums betrachtete. Die Lutherbibel war ihm von Jugend auf ein vertrautes Buch, seine Bibelbelesenheit ist ganz erstaunlich, und gerade auch der „Emanuel Quint" zeigt, daß sie keineswegs etwa ad hoc angelesen ist. Seine Sprache ist von der Luthers im Tiefsten beeinflußt.

Der schon früh bei ihm auftretende Skeptizismus gegenüber der Frömmigkeit der Brüdergemeine und des kirchen- und glaubensfesten Protestantismus fand dann neue Nahrung in der allgemeinen brausenden Empörerstimmung der jungen Generation in den achtziger Jahren; sein Aufenthalt in Jena bei Haeckel führte ihn hinein in die Kreise der modernen Naturwissenschaft mit ihrer Kirchenfeindlichkeit. Hauptmann trat damals den Ideen des aufstrebenden Sozialismus nahe, wenn er auch nie der sozialdemokratischen Partei beitrat, und aus

dessen Moral heraus erwächst zum guten Teile die Ethik seiner frühen Werke, die mit Religiosität wenig oder gar nichts zu tun hat. Sein Erstlingswerk „Prometi-denlos" (1883) zeigt ihn gefühlsschwelgerisch in einer recht verschwommenen Mitleidsmoral, die er später, wie vor allem seine „Aufzeichnungen" beweisen, radikal abgestreift hat. Probleme der Sozialethik, der Kampf gegen Degeneration und Alkoholismus, erfüllen sein erstes Drama „Vor Sonnenaufgang" (1889). Das innere Wesen der lieblichen Mädchenblume Helene, die durch ihre herrenhutische Erziehung sich ihre Reinheit in all dem Schmutz ihrer Umgebung erhalten hat, wird von der religiösen Seite her gar nicht erfaßt. Diese sozialethische Seite überwiegt in Gerhart Hauptmanns Schaffen bis weit in das neue Jahrhundert hinein.

Aber — und das ist das Seltsame und Bedeutende, das Zukunftverheißende in des Dichters Schaffen — unter dieser breiten Oberfläche, die damals fast allein für die Beurteilung Hauptmanns herangezogen wurde, floß in der Tiefe still und verborgen ein Strom reinster, ja sogar weltflüchtiger Religiosität, der seine letzten Quellen hat in dem geheimnisvollen Urgrund von Landschaft und bodenverwachsenem Menschenschlag. Es ist sehr bezeichnend, daß die Idee von Hauptmanns größtem Werke, dem „Narr in Christo", bis in seine früheste Schaffensperiode zurückreicht. Schon 1890, also fast gleichzeitig mit der naturalistischen Novelle „Bahnmeister Thiel" und dem Drama „Vor Sonnenaufgang" entsteht die Studie „Der Apostel". Ein Prophet, ein neuer Christus, tritt in Zürich auf. Mag sein, daß Tolstojsche Gedanken den Dichter damals bewegten. Hier aber ist etwas Anderes: nicht Ethik irgendwelcher Färbung, sondern eine von innen hervorquellende Vereinigung von Natur- und Christusmystik, die in dieser Form in jenen Jahren etwas ganz Neues war. Ein wahrhaft franziskanisch-mystisches Naturgefühl beseelt diesen Apostel, der sein Verbundensein mit allem Werdenden, Lebenden in jedem Augenblicke neu erlebt, dem sich seine unio mystica cum Christo in der reinen Natur, unter makellosem Himmel vollzieht. Daß künstlerisch Mancherlei an der Studie noch unreif ist — so vollzieht sich die „Vergottung" im Traum — kann doch an der Bedeutsamkeit dieses Versuches nichts ändern.

Man hat bereits einmal (veranlaßt durch die „Versunkene Glocke") auf die vielfache Ähnlichkeit der Sprache Gerhart Hauptmanns mit der Meister Jakob Böhmes hingewiesen. Sicher hat Hauptmann den Theosophen von Görlitz nicht selbst gelesen. Wenn im „Apostel" eine gewisse Berührung mit Böhmes Naturmystik zu Tage tritt, so liegt der Grund tiefer: in dem mystischen Grundcharakter der ostmitteldeutschen Landschaft*), in der seit den Tagen Schwenckfelds, ja der deutschen Kolonisation eine ganz eigenartige religiöse Veranlagung lebendig geblieben ist. Hierin ist der Kern seines Wesens zu suchen, diese Landschaft, ihre Menschen und ihr Denken und Fühlen muß man kennen, um Verständnis zu gewinnen für Hauptmanns Gedankenwelt, um zu erfassen, daß Gestalten wie Emanuel Quint keine Phantasieprodukte sind, sondern der Wirklichkeit abgelauscht. Eine seltsame religiöse Eigenbrödelei, wenn man es so nennen will, oder eine ganz besonders innige Sehnsucht nach unmittelbarem Gotterleben findet sich noch heute in den entlegenen Waldtälern der schlesischen Gebirgskette.

Was ist überhaupt „Religion" für Gerhart Hauptmann? Man braucht seine Auffassung nicht erst aus seinen Dichtungen indirekt zu erschließen; in seinen „Aufzeichnungen" (in dem Bande „Ausblicke", Berlin 1924, S. 5 ff) finden sich zahlreiche unmittelbare Äußerungen darüber, leider nur selten zeitlich bestimmt. Schon die Überschrift des für uns wichtigsten Abschnittes „Religion und Pfaffentum" zeigt, daß Hauptmann sich in der Ablehnung kirchlich gebundener Frömmigkeit durchaus in die Reihe der Schlesier, die mit Schwenckfeld beginnt, hineinstellt. Er vertritt mit aller Schärfe eine Individualreligion, der gegenüber alle Gesellschaftsreligion notwendig flacher sein muß, weil die Masse das Mark der Religion, ihr Esoterium, vertilgt. „Auch in Jesus war Individualreligion, als deren einziger Bekenner er starb; was von ihr Gesellschaftsreligion geworden ist, hat das Individuellste ihres Gründers unberührt sowie unentwickelt lassen müssen und besitzt übrigens alle Eigenschaften eben einer Gesellschaftsreligion." Die Religion eines Menschen ist für Hauptmann nichts als das individuelle Verhältnis zu Gott; sie bleibt deshalb fast immer Geheimnis. Nichts hat sie mit Ethik zu tun. Er verkennt dabei nicht, daß in dieser „direkten Beziehung zu Gott für die soziale Ordnung Gefahr liegt." So löst sich der homo religiosus geradezu aus aller Gemeinschaft. Was er ihr allein entgegenbringt, ist unbedingte Duldsamkeit, also etwas durchaus Passives. „Duldsamkeit ist die Religion der Zukunft" sagt der Dichter einmal mit paradoxer Zuspitzung. Der Weg zu Gott aber führt durch die Natur, nicht durch die Offenbarung der Bibel, für die er sogar einmal in dem Fragment „Der Dom" harte Worte findet: dieses furchtbare Buch habe Weltteile zu Grunde gerichtet. Das Gefühl des Verlorenseins im All nur macht eins mit Gott, der selbst „Natur sich voll genießend" ist. So ist ihm jede Religion, nicht nur das Christentum, eine rein mystische Tatsache. Man denkt an Schwenckfeld, Böhme, Angelus Silesius, wenn man diese rücksichtslose Naturmystik betrachtet. Letztes Ziel bleibt immer die „unio mystica".

Wann sich diese Anschauungen in Gerhart Hauptmann gebildet haben, bleibt heute noch im Einzelnen dunkel. Schon früh jedenfalls löst er sich von der ganz diesseitig eingestellten Moral des Sozialismus, und in langsamer Entwicklung, bald auch noch, wie unten zu zeigen sein wird, unter dem beherrschenden Einfluß griechischer Religiosität, strebt er dieser weltfernen Mystik zu. Der „Emanuel Quint" ist bei weitem nicht das Letzte, was Hauptmann über Religion zu sagen hat, aber er schließt sozusagen die „christliche" Entwicklung des Dichters in reinster Verklärung ab. Nach ihm beginnt eine neue Entwicklung, die freilich einer letzten Synthese zustrebt.

Diese mystische Religiosität Hauptmanns läßt sich bis 1910 durchaus nur als Unterströmung feststellen. Sie kann nicht so recht zu Tage treten oder betätigt sich in der Form einer Pseudomorphose in anderen Gebieten, vornehmlich dem der Kunst, die Hauptmann als „die eigentlich metaphysische Tätigkeit" preist. Sicher ist, daß Gerhart Hauptmann auf diesem Gebiete das beglückende Erlebnis der Geburt der Harmonie aus dem ringenden Chaos gehabt hat. Er selbst erinnert einmal an Böhme. „Jakob Böhme redet von einer gebärenden Harmonie: — Grundverfassung des wirkenden Künstlers." Diese prästabilierte Harmonie wurde ihm die Grundlage für seine Synthese auch auf dem Gebiete der Religion. Fast unspürbar tritt seit den neunziger Jahren dieser mystische Grundcharakter in seinen naturalistischen Dramen, fühlbarer in den symbolischen, hervor. Ich lege dabei keinen Wert auf „Hanneles Himmelfahrt", wo Christus und sein Reich nur eine schöne Märchenwelt ist. Deutlicher wird er aber in der „Versunkenen Glocke". Meister Heinrich scheitert eben daran, daß in ihm nicht der große enthusiasmos eintritt. Wenn auch äußerlich biblische Stoffe einmal in des Dichters Ideenkreis treten — wie 1896 im „Hirtenlied" der Aufenthalts Jakobs bei Laban —, so bleiben es doch Dramen, die um den Begriff der Kunst ringen („Helios"). Am deutlichsten und schönsten in dem wundervoll klaren und tiefen Drama „Und Pippa tanzt" (1906), das zeitlich schon am Ende dieser Schaffensperiode steht. Pla-

*) Ich habe ausführlich darüber gehandelt in der Görlitzer Festschrift „Jakob Böhme", herausgegeben von Richard Jecht, 1924, S. 78—84.

tons Ideenlehre wird hier zum ersten Male stark fühlbar. Es gibt nur einen Weg, um die Idee der Schönheit, die in dieser Welt zerbrechen muß, zu schauen: das myein*). Michel Hellriegel muß erblinden, um sein Ideal zu schauen. Wenn Michel Hellriegel nach Hauptmanns eigener Deutung das Symbol für das ist, was in der deutschen Volksseele lebt, so zeigt der Dichter hier gleichzeitig das, was deutscher Geist für die Welt bedeutet: er ist der Träger letzten metaphysischen Erkennens. Das „Augenschließen" ist der Weg zur Erkenntnis der ewigen Ideen in der Kunst, das ist die letzte Weisheit der „Pippa". Damit war der Weg frei, der Boden bereitet für eine breite Darstellung der Christenreligion als mystischen Erlebens. 1910, im letzten Augenblicke, ehe der Einfluß von Hellas übermächtig wurde und das Schaffen dieses urgermanischen Werkes verhindert hätte, schenkte uns Hauptmann den „Emanuel Quint", nicht sein künstlerisch bedeutendstes — das bleibt der „Ketzer von Soana" —, aber doch reichstes, tiefstes und reinstes Werk.

„Der Narr in Christo Emanuel Quint" behandelt das ja schon oft wiederholte Thema der Wiederkehr Christi. Und doch in welch anderem Sinne als Dostojewski in der Novelle in den „Brüdern Karamassow". Mag der Russe das geschlossenere Kunstwerk geben — das Hineinstellen der Wiederkehr Christi in die Zeit um 1500 in Spanien rückt es uns ferner als das Buch von der Nachfolge Christi durch den armen Tischlergesellen aus den schlesischen Bergen. All die bisherigen Behandlungen dieses heiklen Themas auf literarischem (in Deutschland z. B. Max Kretzer, jüngst Ricarda Huch) und malerischem Gebiete (Uhde, Gebhardt) begingen den Fehler, Christus persönlich in unsere oder eine uns näher verwandte Umgebung zu stellen. Sie mußten also in diesen Erzählungen der übermenschlichen Gestalt des Heilands notgedrungen Worte eigener Mache in den Mund legen. So entstand eine unerträgliche Spannung zwischen dem hohen Bilde, das in uns lebte, und der so viel tiefer stehenden „Hinzudichtung". Und dann: man nahm jeden dieser Versuche von vornherein eben nur als Phantasieprodukt, man glaubte einfach nicht daran. So wurde es Spiel und keine packende, aufwühlende Wirklichkeit. Diese gefährliche Klippe umschiffte Hauptmann dadurch in sehr glücklicher Weise, daß er in Quint einen Nachfolger Christi einführt, der freilich durch unio mystica eins ist mit Christus. Aber der Dichter tut noch ein Zweites, Entscheidendes: er läßt die Frage überhaupt offen, inwieweit Quint erfüllt ist von dem echten Geiste Christi, oder ob gar der Heiland selbst in Verkleidung des armen Narren nachsehen wollte, inwieweit seine Saat von Gott gesäet, die Saat des Reiches inzwischen gereift wäre. Man kann es nicht wissen — „obgleich wir ‚Führe uns nicht in Versuchung' beten!" Damit sind wir vor ein Wirklichkeitsproblem gestellt, dessen qualvolle Unsicherheit ein Jeder durchkämpfen muß! So trifft er uns im Innersten und zwingt uns — zu glauben. Der kalte, oft scheinbar ironische Ton, der doch allem Spott fernbleibt, ergibt sich uns so als Absicht, ja als künstlerische Notwendigkeit. Und schließlich siegt über jeden Zweifel die Reinheit Emanuel Quints.

Der Narr in Christo geht den Weg seines Herrn und Meisters als reiner Tor in Liebe, Demut und völliger Hingegebenheit an Gott und Menschen, in stetem, innigstem Gotterleben bis zum bitteren Ende. Hohn und Gemeinheit, Irrenhaus und Kerker erwarten — das zeigt uns Hauptmann mit eisiger Logik — den, der Christi Lehre ohne jeden Kompromiß in die Tat umsetzt. Ja, die Lehre Jesu ist überhaupt unvereinbar mit dieser Welt, die ihn immer wieder kreuzigen wird. Es liegt die tiefe Schwermut der Worte der heiligen Johanna über dem schicksalsschweren Buche: „O Gott, der du diese wundervolle Erde geschaffen hast, wie lange wird es dauern, bis sie bereit sein wird, deine Heiligen zu empfangen, wie lange, o Gott, wie lange?"

Eine beispiellos kalte Sachlichkeit bedeckt die Oberfläche dieses in der Tiefe glühenden Werkes. Franz Marc hat einmal bekannt, dieses Buch sei „ganz unliterarisch, d. h. ohne Laune und ohne Willkür, sondern gänzlich episch, logisch, notwendig und ohne Wanken geschrieben." Die Fülle der Gesichte dieses „unerschöpflichen Buches", wie es Eugen Kühnemann einmal genannt hat, den Reichtum an Menschenschicksalen hier auch nur andeutend zu schildern, hieße den Rahmen dieses Gesamtüberblickes über Hauptmanns Religiosität sprengen. Es ist jedenfalls ein Dokument für die Tiefe und Liebe, mit der Hauptmann den mystischen Gehalt der reinen Lehre des Heilandes erfaßt hat, ein Dokument gerade ostdeutsch-schlesischen Gottsuchens neben Schwenckfeld, Böhme, Scheffler und Zinzendorf.

Der Abschluß dieses Riesenwerkes bedeutete gleichzeitig die endgültige Entladung der Spannung, die Hauptmanns Schaffen seit langen Jahren erfüllt hatte. Die große Abrechnung mit dem Christentum, sie war getan, er hatte bekannt, wie er das innerste Wesen der Lehre Jesu und seine heutige Erscheinungsform sah. Und der Weg zu neuen Erkenntnissen war frei.

Henrik Ibsen hat in seinem Drama „Kaiser und Galiläer" die auf alten mystischen Vorstellungen beruhende Lehre vom dritten Reich entwickelt. Auf das erste Reich der Schönheit des Hellenentums folgt das zweite Reich der Wahrheit im Christentum. Dereinst aber wird sich im dritten Reich Schönheit und Wahrheit nicht mehr feindlich gegenüberstehen, sondern eine neue Einheit bilden, ein neues Menschheitsideal sich verwirklichen. Auch Gerhart Hauptmann ist — wenn auch in anderer Reihenfolge — den Weg hin zum dritten Reich gegangen. Er kam aus der Welt des Christentums. Nun mußte er den Weg hindurch durch das sinnenfrohe Heidentum in seiner idealsten Gestalt, die uns das Hellenentum darstellt, um dann seinem letzten Ziel, der Einheit, zuzustreben. So kam es, daß man Hauptmann mit dem gleichen Rechte wie den allerchristlichsten, so auch den allerheidnischsten Dichter genannt hat.

Görlitz Felix Voigt

*) = Die Augen schließen, die sinnliche Wahrnehmung ausschließen. Davon „Mystik".

Das Problem der Lebensformung bei Gertrud Bäumer

Gertrud Bäumers Schrifttum ist viel verzweigt und weit verstreut in Büchern*), Zeitschriften und Tageszeitungen; namentlich in der „Frau" und in der „Hilfe" sind maßgebende Aufsätze von ihr erschienen, von denen die wichtigsten jetzt in einem Buch „Die seelische Krisis" zusammengefaßt vorliegen. Dazu kommt ihre neueste Veröffentlichung „Europäische Kulturpolitik". Diese beiden Bücher geben den Lesern ein Gesamtbild der Weltanschauung Gertrud Bäumers von ihren philosophischen Grundlagen an bis zu ihren letzten Auswirkungen in der Stellungnahme zu den praktischen Lebensfragen. Es ist das Problem der Lebensformung, um dessen Lösung Gertrud Bäumer kämpft. Daß uns Deutschen die rechte Lebensform fehlt, beklagt sie: „Die Freude am formvollen Sein als solchen ist zu matt, um die Un-

*) Handbuch der Frauenbewegung (mit Helene Lange) 1901 ff. 5 Bde. Die Frau in der Kulturbewegung der Gegenwart 1904. Das Mädchenschulwesen in Deutschland (für die Weltausstellung in St. Louis im Auftrage des preußischen Unterrichtsministeriums) 1904. Goethes Satyros 1905. Die soziale Idee in den Weltanschauungen des 19. Jahrhunderts 1911. Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart 1914. Weit hinter den Schützengräben 1916. Goethes Freundinnen 1921 [3]. Studien über Frauen 1921 [2]. Fichte und sein Werk. 1921. Kommentar zum Reichsjugendwohlfahrtsgesetz 1923. Die seelische Krisis 1924 [2]. Kriegs- und Heimatchronik (mit Friedrich Naumann). Von der Kindesseele (mit Lily Droescher) 1924. Die Frau und die Krisis unserer Kultur 1926. Europäische Kulturpolitik 1926.

bequemlichkeit des formvollen Seins zu überwinden . . . Die seelische und körperliche Gewandtheit und Ausdrucksfähigkeit, die schöne Selbstdarstellung als stete Aufgabe, das ist bei uns sträflich vernachlässigt, ist sogar als Ideal verloren gegangen." Daß wir den Willen und die Fähigkeit zur Lebensformung bekommen, darin sieht Gertrud Bäumer die Lösung der Krisis, in der wir stehen.

Wesenhafter Lebensformung, Gestaltung durch Form, die lebend sich entwickelt, steht in der Gegenwart sehr viel entgegen. Wir leiden an einem Altgewordensein der Formen und an der dadurch bedingten Starrheit. Gertrud Bäumer zeichnet mit großen Umrissen typische Bilder der gegenwärtigen Mentalität, die diese Erstarrung deutlich werden lassen.

Da sind die Intellektuellen. Weil ihr Gefühl erlahmt ist und ihr Handeln erschlafft, weil ihnen die Erfahrung von der Langsamkeit der Idealverwirklichung fehlt, sind sie radikale und revolutionäre Theoretiker. „Der ‚Intellektuelle' ist ein Mißerfolg der Kultur. Wo die Kraft des Gefühls, die Energie des Handelns, der Tatsachensinn der Eilfertigkeit des Intellekts nicht nachkommt, entsteht dieser Bildungmensch, der von allem, was sich begibt, den Rahm einer interessanten Problematik abschöpfen will . . . Sie schrecken vor keinem Radikalismus zurück, weil sie den Alltagsweg der Ideale nie durchgemacht haben; sie überbieten sich in ‚Fortschritt', weil die Spannung eines Ziels zum Heute ihnen nichts ist als eine geistige Emotion; sie reißen immer das Äußerste an sich, weil sie sich daher das Recht nehmen, die Gewissenhaften, Geduldigen, Ehrlichen zu verachten."

Wie der Intellektuelle, so ist auch der Organisierte ein Produkt der Gegenwart. Die Neigung zum Organisieren erwuchs aus der Freude daran, daß die geordnete Verbindung der Menschen und das planmäßige Ineinandergreifen ihrer Arbeit ihrem Wirken neue Kraft und Bedeutsamkeit verlieh. Erst so schien der Sieg des lebendigen Geistes über den toten Stoff gewährleistet. Über dieser Freude und diesem Kraftbewußtsein vergaßen die Menschen aber, daß sie durch die Organisation zu bloßen Teilen eines Ganzen wurden und darüber ihre Persönlichkeit verloren. Das Leben wurde mehr und mehr durchorganisiert, dadurch aber auch mechanisiert, und an die Stelle lebendiger Persönlichkeit traten die Interessenvertretungen, die immer starrer und immer einseitiger wurden. Kulturverbände wurden zu Zweckverbänden, „ein höchst zweifelhafter Gewinn für die Würde eines Standes, der sich als reine Arbeitnehmerorganisation durchorganisiert, während sie der Anlage nach auch ein Kulturverband, eine geistige Willensgemeinschaft hätte werden können". Auch die politischen Ideale erscheinen von dieser Organisationswut angekränkelt, wenn verlangt wird, daß das Parlament aus Organisationsvertretungen gebildet werde. „Es ist der größte Irrtum, anzunehmen, daß aus lauter einseitigen Interessenvertretungen das lebendige Ganze einer nationalen Politik wird."

Zu den typischen Gestalten der Gegenwart gehört auch der Kirchliche. Klar sieht Gertrud Bäumer, wie die moderne Wendung zur Kirchlichkeit vielfach nicht religiös bedingt, sondern von sehr weltlichen Instinkten (Zusammenschluß zum Schutz alter Privilegien) bestimmt ist. Dadurch kommt in das kirchliche Leben eine starke Reaktion hinein. Die Kirche fühlt sich „als Hüterin eines Bestandes, aber nicht als Führerin eines weiter flutenden seelischen Stroms". Sie geht den Weg dogmatischer Befestigung und verbaut sich damit die Möglichkeit religiöser Wirksamkeit, das Leben der Zeit mit der ganzen Fülle ihrer Keime religiöser Erneuerung zu durchdringen. Das christliche Gemeinschaftsbewußtsein ist oft zu Parteigeist und Machtstreben verflacht. „Diese Wahlkämpfe, in denen die ‚christlichen' Eltern sich die Macht in den Elternbeiräten zu erobern versuchten, haben mit dem Dienst Gottes oft nicht mehr sehr viel zu tun gehabt, um so mehr aber mit Rechthaberei, Freude am Kampf an sich, Genugtuung über die Vernichtung des verhaßten Gegners, Corpsgeist im übelsten Sinne." So klagt Gertrud Bäumer die Kirche an, daß sie ihre wahre Aufgabe verkenne; sie „hat sich eine ganz und gar falsche Geste angewöhnt, sie weiß gar nicht mehr, daß sie Kronen zu verschenken hat, sie hat die königliche schenkende Haltung verloren."

Gertrud Bäumer stellt nun die Frage, wie diese Erstarrung zu überwinden ist. Sie lehnt eine Reihe von Antworten, die die Gegenwart darauf bereit hat, ab. Nicht kann uns helfen die Rückkehr ins Chaos, wie es etwa Hermann Hesse gepredigt hat: „Annehmen des Chaos, Rückkehr ins Ungeordnete, Rückweg ins Unbewußte, ins Gestaltlose, ins Tier, Rückkehr zu allen Anfängen." Ebenso wenig rettet uns der Amoralismus, wie ihn etwa Oskar Wilde vertritt, und wie er sich in der Gegenwart vielfach breit macht. Chaos und Amoralismus können wohl verwüsten und zerstören, aber sie können nicht aufbauen, denn es gibt keinen Aufbau, keine Lebenserhöhung ohne innere Bindung und ohne neue Formung, und neue Formung kommt nur aus neuer Liebe. „Ein lebendiges neues Gesetz wird nur aus einer neuen Liebe erwachsen." Auch östliche Weisheit kann uns nicht retten, denn der Osten und der europäische Geist bleiben ewig geschieden. An dem Gegensatz von Dostojewski und Dante wird das klar durchgeführt. Russischer Geist und deutscher Geist treten sich gegenüber. „Der russische Geist sträubt sich gegen die Kultur, weil sie Formung ist. Er sträubt sich gegen alle Werte, die zu Ordnungsmaßstäben, zu Gesetzen, zu irgendeiner Form führen . . . Denn unsere Kultur und unsere Religion beruht auf dem Gefühl des Schöpferischen als des — nicht nur in Liebe und Gefühl Bewegten, sondern als des Formwerdens und Formschaffens." Ernst wird vor der Dostojewski-Schwärmerei unserer Tage gewarnt: „Wir sind dabei, in dieser Hingebung an die Frömmigkeit Dostojewskis unsere Götter zu vermischen, und besser wäre es uns, wenn wir uns auf die uns eigene Kraft besinnen und nach der Form suchen würden, die sich in uns und mit uns im Volk als Ganzem und in seinen Persönlichkeiten lebend entwickeln soll." Auch gegen den neuzeitlichen Irrationalismus ist Gertrud Bäumer mißtrauisch und trifft ihn mit bitterem Spott: „Göttlich ist die Unklarheit, die süße Verwirrung, die heilige selige Verschwommenheit." Wohl hält sie es mit Plato, daß alles Große in der Welt im Wahnsinn geschehen ist, aber sie betont auch mit ihm, daß der Gedanke des Menschen edelstes Werkzeug ist: „Nicht die Stärke des Gedankens, sondern die Mattigkeit anderer Seiten des Seelenlebens bedingt die Gefahr; und ihre Verhütung liegt ganz sicher nicht in der Vernachlässigung des Intellekts und der Vermeidung geistiger Arbeit." Auch da, wo die Kritikerin in unserer Zeit Gutes sieht, wie in der Jugendbewegung, warnt sie doch vor Ueberschätzung. Sie bekämpft auch hier den schwachen Punkt des deutschen Wesens, die Formlosigkeit. Sie kritisiert auch hier, daß der Weg von Gefühl und Theorie zu Gestalt und Praxis noch nicht gefunden ist.

Gertrud Bäumers eigene Vorschläge, wie die überlieferte Starrheit zu brechen und die moderne Chaotik neu zu formen sei, liegen in der Richtung Goethes und Hölderlins, und er berührt sympathisch, in einer Zeit, die fast gewohnt ist, auf den Idealismus zu schelten, ein so rückhaltloses Bekenntnis zum deutschen Idealismus zu hören. Hölderlins Empedokles gibt Gertrud Bäumer die Wegrichtung für die Gestaltung des Neuen: Naturmystik, die mit dem Gefühl den letzten Sinn des Lebens erfaßt und in der Goetheschen Gottnatur diesen letzten Lebenssinn findet: „Gefühl des allbewegenden Lebens, das sich selbst durchströmt und hält, dessen Gesetz deine Tage beherrscht, dessen Rhythmus in deinen Schritten waltet, solange du fromm im heiligen Kreise bleibst." Die bildnerische und Gestalt gebende Macht der Natur ist die formende Macht im menschlichen Leben. Wer dieser formen-

den Macht sich erschließt und ihr sich hingibt, erlebt die Einheit mit Gott. Und wer diese Einheit erlebt und in dieser Einheit lebt, für den wird das natürliche Leben zur Stufe, um über sich selbst hinauszuwachsen.

Diese Erfahrung des ewig quellenden Lebens ist der tiefste Sinn des Christentums, das von Gertrud Bäumer also rein idealistisch und damit doch wohl nur einseitig verstanden wird. Doch bleibt in dieser Betrachtung die unverlierbare Wahrheit: Wir müssen uns aus dem Zeitlichen zum Zeitlosen zurückfinden und unter den Blickpunkt des Zeitlosen alles Irdische und Zeitliche stellen. So kann die Rettung unserer Zeit nur gesucht werden in einer Menschlichkeit, die durch Entfaltung aller im Menschen schlummernden göttlichen Kräfte und Emporbildung alles natürlichen Lebens durch diese göttlichen Kräfte den unmittelbaren Lebensstrom dämmt und formt. Darum ist die rein sachliche Bildung, die nur Fach- und Berufsmenschen formt, aber die persönliche Bildung zu kurz kommen läßt, zu bekämpfen. Unsere Bildung muß mehr auf den Typus abzielen und das Bildungsgut in persönliches Sein umsetzen. Angesichts dieser Aufgabe erwacht die Führerfrage, denn Menschen wirklich formen können nur die, die selber geformt sind.

Außerordentlich fein ist die Unterscheidung vom Führer-Bezwinger und vom Führer-Erlöser. Die ersten überfluten fremdes Leben mit ihrem eigenen Willen, das sind die Herrschernaturen. Die andern wirken stellvertretend, das sind die Lebenswecker. In ihrem eigenen Leben ist das dichter und stärker, was in Andern lebt, und indem sie ihr Wesen gestalten, werden sie die Träger der Ideen, eine Macht, die in Andern Kräfte entbindet und durch diese Kräfte sie bildet und bindet. „Jede reine Führung ist Befreiung menschlicher Kräfte zur Gestaltung, Lösen, d. h. Erwecken, und Binden zugleich." Reines Menschentum soll auch in der Politik zur Entfaltung kommen. Auch hier soll nicht der Führer-Bezwinger, sondern der Führer-Erlöser die Führung haben. Darum Bekämpfung der egoistischen Gewaltpolitik, die auch Wissenschaft und Bildung in „Belagerungszustand" versetzt; darum Forderung einer Völkerpolitik des humanen Helfens und Dienens; darum ernste Kritik der früheren deutschen Außenpolitik: „Menschheitliche Impulse, wie sie im Christentum lebendig sind, oder wie sie auch aus einem starken Glauben an die Kultur als solche herauswachsen, haben bei uns in Deutschland irgendeine starke internationale Auswirkung nicht gehabt. . . . Wenn wir auch in internationalen Unternehmungen, Zusammenschlüssen, Kongressen stets eine ehrenvolle Stellung gehabt haben, so ist doch Interesse für die Unterstützung jüngerer Nationen bei ihrer eigenen Kultivierung von uns verhältnismäßig selten praktisch bekundet." Darum ein Fingerzeig für neue Aufgaben der deutschen Außenpolitik: „In der Mitarbeit an den Aufgaben internationaler geistiger Zusammenarbeit werden wir zweifellos genug zu geben haben, um so mehr, je weniger wir diese Gaben mit machtpolitischen Hintergedanken verbinden."

Bei dieser sozialpädagogischen und kulturpolitischen Aufgabe, starr gewordenes Leben neu zu durchseelen und formlos flutendes Leben neu zu formen, fällt der Frau eine entscheidende Aufgabe zu. Für das Verständnis von Frauenart und Frauenleben hat Gertrud Bäumer ein feines Organ (vgl. z. B. ihre „Studien über Frauen"). Mit einfühlendem Verstehen hat sie die Probleme der Frauenbewegung gedeutet. Auch die Frauenbewegung ist entstanden in der Not aus starr gewordenen oder zerbrochenen Formen. Zu Hause sollte die Frau eine Innenwelt bauen, von hier sollte durch sie in den Spezialismus des Lebens immer wieder reine Menschlichkeit einströmen. „Von hier aus sollte das große Gefüge von Wirtschaft, Verwaltung, Politik immer wieder menschlich gemacht, humanisiert werden; dadurch, daß Menschen, nicht Funktionäre es aufbauen und leiten, von ihrem Grunde des Menschentums aus, nicht als Knechte — oder weniger als das: willenlose Werkzeuge — einer autonomen Maschinerie." Der immer stärkere Realismus des Lebens aber machte diese Menschheitsaufgabe der Frau zunichte, und damit wurde die Idee des Frauenlebens zerstört. So entstand das Problem, ob es der Frau gelingen würde, neue Wirkensweisen zu finden, um „die verkalkten Adern der Gesellschaft wieder zu durchbluten . . . Es handelt sich um die Frage, ob die Frau aus ihrem Wesen die Welt umzuschaffen vermag zu höherer Menschlichkeit, oder ob sie von ihr dauernd oder für lange bezwungen bleibt und wird."

Damit ist klar der Sinn der Frauenbewegung gekennzeichnet: Nicht äußere Erfolge, sondern intensive Wirkung, nicht politische Rechte, sondern seelische Eroberungen, Beitrag zur Umgestaltung der Welt. Daß hier der Frau eine besondere Aufgabe zufällt, ist Gertrud Bäumers Glaube, nämlich „daß es auch der Frau wesentlich ist, soziale Lebensordnungen zu gestalten und die objektive Kultur zu prägen, daß sie eine eigene geistige Schöpferkraft hat und sie in bestimmten Kulturgebilden verkörpert."

Zwei Gefahren stehen dem entgegen: die Hausfrau, die in der Familie äußerlich und seelisch untergeht, und die Berufsfrau, die einseitig versachlicht, weil der Beruf ihr alles Imponderable wegnimmt. Neben den Hausdrachen tritt der Berufsdrache. Diese Gefahren zu vermeiden, wird stets die persönliche Aufgabe jeder einzelnen Frau sein. Aber je weiter die Frauenbewegung vorgeschritten ist, desto mehr hat sich gezeigt, daß es Möglichkeiten gibt, diese Einseitigkeiten wirklich zu vermeiden.

So hat die Frauenbewegung, wenn sie den innerlichen Weg Gertrud Bäumers geht, die Zukunftsaufgabe, an der Neuformung eines neuen Geschlechts mitzuwirken. Wir Männer aber wollen dankbar sein, wenn weibliches Schauen dem Leben einen Gehalt ablauscht, der uns verborgen oder doch verdunkelt ist, und wenn weibliches Wirken aus den Formkräften weiblichen Wesens an der Lebensformung mitwirkt, die über die Starrheit und Chaotik der Gegenwart hinausführt.

Düsseldorf Kurt Kesseler

Von Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend

3. Leipzig (Nikolaischule 1874—76)

Im zweiten Stock des alten Pfarrhauses in der Ritterstraße neben dem Zimmer des Großvaters wurden die beiden Brüder einquartiert. „Die Jungen", hieß es im Hause, und da sie alles gemeinsam taten und erlebten und die Charakterverschiedenheit noch nicht so entwickelt war, daß sie sehr zur Geltung kam, so war man gewöhnt, sie als eine Einheit aufzufassen und zu behandeln. Es galt kein schweres Einleben, denn das Großelternhaus war ihnen von Jugend an vertraut, und sie waren nicht verwöhnt. „Heute vor acht Tagen hatte ich Heimweh, aber nur für mich", schreibt Fritz einmal. Die Großmutter sorgte, daß sie gut genährt wurden und gesund blieben, hatte aber sonst bei dem bewegten Leben des gastfreien Hauses und dem großen Haushalt nicht viel Zeit, sich um sie zu kümmern. Der Großvater war für sie der Mittelpunkt von allem. Selbst sehr gesund und tätig, verlangte er auch viel von seinen Enkeln. Als ihm einmal kalte Abreibungen verordnet waren, klopfte der Frühaufsteher um 5 Uhr einen der Jungen heraus, der ihm den Rücken bearbeiten mußte, sich aber auch einen Zuschuß zum spärlichen Taschengeld damit verdiente.

Ahlfeld hat immer gern Jugend um sich gehabt, und wenn die Knaben oder Mädel geweckt waren, konnten sie viel von ihm haben. Bei den Mahlzeiten, die sehr ausgedehnt wurden, weil er sich da nur in Ruhe seiner Familie und seinen Gästen widmen konnte, kam es in der Unterhaltung oft vor, daß auf irgendeinem Gebiete ein Datum oder sonst ein Wissensstoff fehlte. Da war es nun Ehrensache für die Jungen schnell aufzufassen, wo das Gesuchte

zu finden sei, oder das betreffende Buch zu bringen. Daß die Großmutter nicht sehr zufrieden war, wenn der Eßtisch mit Büchern garniert wurde, ist leicht zu verstehen. Dann gab ihr der Großvater wohl lächelnd recht und erklärte seinen Gästen die Initialen auf den Servietten R. d. M. (Rosalie de Marée) als „Regiere deinen Mann". Auf die Dauer aber drang sie nicht durch, die Bücher kamen wieder. Die Jungen aber lernten sich in der Bibliothek des Großvaters zurechtfinden. Eine Menge Titel prägten sie sich halb unbewußt in das Gedächtnis ein, und die Auffassung, daß Bücher naturgemäß das Handwerkszeug des Lebensberufes seien, reihte sich den Selbstverständlichkeiten des Elternhauses an.

Der Großvater war ein anschaulicher, humorvoller Erzähler, wußte seine Pointen gut herauszuarbeiten und examinierte gern zwischen hinein. Da kam es wieder darauf an, wer von den jungen Leuten am schnellsten mit der Auskunft bereit war und dafür ein beifälliges Lächeln erntete. Bei der Stellung des Großvaters und seiner persönlichen Lebensauffassung war es natürlich, daß die Gespräche oft auf das religiöse Gebiet hinüberglitten. Als die Knaben dann beim Großvater in die Konfirmandenstunden kamen, war ihnen seine Art und Lehrweise so häuslich vertraut, daß die Stunden keinen besonderen Eindruck hinterließen, während Kindern aus anderen Lebenssphären diese Stunden oft die Richtung fürs ganze Leben gegeben haben und die Eltern häufig baten, zum Zuhören mitkommen zu dürfen. Ahlfelds Wissen war vielseitig. So hatte er eine besondere Vorliebe für alte deutsche Literatur und sammelte alte Werke; aber auch Shakespeare, Milton, Ossian und Percy waren in alten Ausgaben bei ihm zu finden. Manche von den Büchern fanden später ihren Weg in die Bibliothek der Enkel.

Nicht weit von den Großeltern in der Dresdner Straße wohnte Onkel Fritz Ahlfeld, Mutters Bruder, der als Arzt an der Klinik von Credé tätig war. Auch dort gingen die Jungen aus und ein und lernten Tante Ella, die sehr geliebte, früh verstorbene Frau des Onkels, kennen, die ihnen später in der Studentenzeit eine wertvolle Beraterin, oft auch Erzieherin geworden ist. Einmal in der Woche waren sie zu Tisch bei Frau von Haugk, in deren Hause Vater früher Hauslehrer gewesen war und mit der ihn eine dauernde Freundschaft verband. Sie hatte immer etwas besonders Gutes für die Brüder bereit, und die wußten das nach Bubenart wohl zu schätzen. Vor den Ferien und nach der Rückkehr mußte Mrs. Schulz besucht werden, eine feine, hochgebildete Engländerin, Lehrerin und Freundin unserer Mutter in ihrer Jugendzeit, der sie viel verdankte. Derartige Pflichtbesuche wurden von Fritz mit einigen Grimassen, von Hans mit mehr Interesse an der Sache abgemacht.

Im Februar 1875 kam zu Haus in Lichtenstein ein Schwesterchen auf die Welt. Dazu nimmt Fritz in folgendem Brief Stellung. Eine hübsche kleine Zeichnung macht den Anfang.

Liebe Eltern!

Was soll man dazu sagen! Wir haben ja bald keinen Platz mehr! Doch Gott sei Dank, daß es so gut geht, wenn wir dann einst ausgeflogen sind, habt Ihr noch ein Nestküken, das Euch pflegt und hätschelt. Und nun noch einmal gratuliere ich von Herzen zum Geburtstag! Magst Du ihn froh und ohne Schmerzen feiern. Wie gut es die Kleine hat! Am dritten Tag Geburtstagskuchen und Lichter in der Schlafstube! Zu Ostern ist die Kleine, bis jetzt Namenlose, wohl so fest geworden, daß wir sie anfassen dürfen. Mit der Taufe ist es für diesmal mit uns nichts, sie fällt wohl in die Examenarbeiten. ...

Morgen Abend wird in der Schule die Antigone griechisch aufgeführt; da ist einmal schade, daß wir nicht singen können. Vielleicht hat die Kleine schon im Schreien harmonischen Sinn bekundet?

Möge der liebe Gott die Mutter mit dem Kinde schützen und behüten das ganze Jahr und besonders jetzt. Euer Fritz

In jedem Jahr wurde Störmtal ein oder zwei Mal aufgesucht. Beim Nachfolger des Vaters fanden sie freundliche Aufnahme, erprobten die Güte der verschiedenen Obstsorten im Garten und knüpften alte Bekanntschaften im Dorfe wieder an.

Das Schulleben in der Nikolaischule verlief ziemlich ereignislos. Unser Vater hatte die Brüder in den alten Sprachen so gut vorbereitet, daß sie in dem nicht besonders anspruchsvollen Gymnasium ohne Schwierigkeit in der Untertertia einrückten. Sie blieben bis Untersekunda. Im Französischen war die Vorbereitung nicht so gut; Fritz ist auch im späteren Schulleben nie zu glänzenden Resultaten darin gekommen. Der Klassenlehrer ist (durch die zwei Jahre hindurch) Dr. Preuß. Die Jungen mögen ihn und haben das Gefühl, daß sie etwas bei ihm lernen. So verfällt er nicht der im Ganzen nicht allzu scharfen Schülerkritik, mit der die anderen Lehrer nicht verschont werden. Den meisten Anlaß dazu gibt der Religionslehrer, der in seiner Güte den jungen Bösewichten nicht gewachsen war. Die gangbarste Erzählung aus seinen Stunden ist folgende: Ein Knabe hatte sich mit Bibeln eine Schutzwand auf der Bank gebaut und dahinter ein winziges Puppentheater in Betrieb gesetzt. Die Sache wurde entdeckt, das Puppentheater verschwand im Ofen. Eine Zeit lang war alles still in der Klasse. Da ertönte plötzlich von der Ecke des Übeltäters her ein krampfhaftes Schluchzen. Auf die Frage, was ihm fehle, konnte er nur mühsam hervorstoßen: Meine arme Schwester, meine arme kleine Schwester! Unter fortgesetztem Schluchzen berichtet er dann, daß ihr das Puppentheater gehöre und sie den Verlust schwer überleben würde. Die Schulglocke kündete eben den Schluß der Stunde an. Da griff Professor N. in seine Tasche, zog 50 Pfennig heraus und sagte dem Schüler, er solle seiner Schwester ein neues Theater dafür kaufen.

Fritz war kein Spielverderber bei den Schulstreichen. „Vor meiner Betragenszensur hab ich tüchtig Angst" schreibt er nach Haus. „M. und B. (zwei Lehrer) haben mich betroffen bei einer Dummheit und haben mich eingeschrieben; ich kann deswegen Abends immer gar nicht einschlafen." Unter den Kameraden steht den Brüdern Walter Junck am nächsten. Sein Vater, Polizeirat Junck, gehört dem großväterlichen Kreise an und kümmert sich persönlich viel um seinen Jungen und dessen Freunde. So verleben sie schöne Stunden in dem behaglichen Hause. Einmal kommt Walter mit nach Lichtenstein. Gemeinsam wird Schlittschuh gelaufen, gebadet, Spaziergänge gemacht.

Fritzens Hauptwünsche zum Geburtstag und zu Weihnachten sind eine Schillerausgabe, die dem elterlichen Geldbeutel scheinbar lange Zeit zu teuer ist, und Farben zum Malen:

Ich muß vor meinem Geburtstag noch einmal schreiben, weil der Vater für solche Sachen kein Gedächtnis hat. Ich bitte also um einen Taschenfarbenkasten zum Malen im Freien. Heute habe ich schon ein paar Stunden bei den Farben gesessen. Wenn in Meißen die erste Einrichtung vorüber ist, wird es sich hoffentlich wegen der schönen Natur dort besser machen lassen als hier, vielleicht findet sich auch ein Kunstverständiger in der Schule, der raten kann.

Als Fritz das im März 1876 schreibt, ist Meißen schon in Sicht. Der Vater hat drei Söhne angemeldet, aber den Bescheid bekommen, daß nur zwei Aufnahme im Alumnat finden können. Nun handelt es sich darum, ob Fritz bei den Großeltern bleiben oder bei Mutters Bruder, dem damaligen Diakonus Ahlfeld in Meißen, wohnen und von da aus die Fürstenschule besuchen soll. Es ist eine große Spannung für die Brüder, ob sie zum ersten Male getrennt werden oder nicht. Mit Freude gehen sie der neuen Schule nicht gerade entgegen. „Vor drei Jahren war der Wechsel besser", schreibt Fritz, „da mußten wir auch sehr ordentlich arbeiten, wußten aber, daß wir Besserem entgegengingen; jetzt muß man arbeiten, um vieles zu verlieren."

Berlin Margarete Naumann

Der Olymp Chinas

Tsinanfu, Shantung, 1. 8. 26

Der höchste Berg der Provinz Shantung heißt Taishan; er erhebt sich von der Bahnlinie Peking-Tientsin-Tsinanfu-Pukau bei der Station Taianfu, nicht allzu weit von Küfu, der Geburtsstadt des Konfuzius, bis zu 1540 Meter und ist wild zerklüftet. Fast nie sieht man seinen Gipfel frei von Wolken. Nebelbrauen, Gewitter umtoben sein Haupt, und die Menschen der Niederung fühlen sich mit Wetter, Ernte, Glück und Gedeih von ihm abhängig. Er ist lebenweckend, aber auch Dürre oder naturgewaltige Vernichtung bringend. So ist es kein Wunder, daß dieser Berg für Shantung und ganz China eine Art Gottheit, zum mindesten der Sitz einer obersten Gottheit wurde.

Die Chinesen sind ja seit vorkonfuzianischer Zeit schon Naturanbeter gewesen und haben Himmel und Erde, Sonne und Mond verehrt, wovon die vier Marmoraltäre vor den Toren Pekings heute noch stumme Zeugen sind. Daneben treten die heiligen Berge; entsprechend den fünf Himmelsrichungen N. O. S. W. und „Mitte" haben sie fünf heilige Berge, nach den Himmelsrichtungen übers Land verteilt. Nicht dem kultischen Gebrauch nach der älteste, wohl aber der volkstümlichste seit Jahrtausenden, und nun auch durch die Bahn am leichtesten zu erreichende ist der Taishan. Seit zwei Jahrtausenden vor Christus ist sein Name und seine kultische Rolle im religiösen und innerpolitischen Leben Chinas verbürgt; jeder Kaiser einer neuen Dynastie vollzog auf seinem Gipfel die Opfer, die ihn als „Sohn des Himmels" legitimierten. Und wir können es verstehen, wenn dort oben aus Wolken, aus Blitz und Donner, wie einst Moses am Sinai, so hier der chinesische Dynast Vollmacht und Autorisation unmittelbar vom „Himmel" empfing. Schon in den alten Büchern der Klassiker, in Shiking, Shuking und Yiking, wird der Berg als heilige Stätte erwähnt und kaiserliche Opfer auf ihm beschrieben. Konfuzius war auf seinem Gipfel, und sein größter Gegner, der Kaiser Shihuangti, der 213 v. Chr. den Bücherbrand aller konfuzianischen Schriften anordnete, war oben. Wer als Kaiser, Priester oder Laie den sehr beschwerlichen, gerade hochführenden Aufstieg nicht machen konnte, fand allenfalls unten in der Stadt Taianfu im Tai-miau, dem Stadttempel des Taishan-Gottes, Ersatz.

Taishan ist Sitz der Gottheit, Sitz des Himmels, des obersten Gottes Chinas. Da nun der Gipfel dauernd von befeuchtenden Wolken umgeben ist, so entstehen uralte Legenden: der Taishan-Himmelsgott habe Söhne! Sie werden in Fünfzahl genannt; einer von ihnen hat eine Tochter, also eine Enkelin des Taishan-Gottes, die alle oben hausen; sie ist nun heute die volkstümlichste Göttin der ganzen Gegend und des Berges; ihr offizieller Name ist Pihia yüen kün, übersetzt: die lichtstrahlende Göttin der Zeugungskraft. Im Volksmund heißt sie kürzer Tien nai nai = Himmelsmutter. Auf dem Berge ist sie dargestellt als etwa 18jährige Chinesin mit herrlich gestickten Gewändern, in den Tempeln auf einem Sessel sitzend oder auf dem Altar in schlafender Liegestellung. Sie bringt und verleiht Kindersegen, dies unentbehrliche Glücksfundament der chinesischen Ehe und Familie. Diesem Zweck gelten die meisten volkstümlichen Wallfahrten auf den Berg, besonders von Frauen, die mit ihren Krüppelfüßen den entschieden schon verdienstvollen Aufstieg fertigbekommen.

Die Pilgerstraße ist heute ausgebaut und gut in Stand gehalten. Es sind 6000 Stufen, die absatzweise hinaufführen, die letzten tausend steil in einer Schlucht hoch, etwa im Winkel von 45°. Diese „Himmelsleiter" schmiegt sich wie eine Schlange an die steile Wand und ist nicht ganz ungefährlich. Man kann sich auch in Tragsesseln von vier Mann, die sich abwechseln, hinauftragen lassen; eine Gilde von Trägern zwischen 30 und 50 Jahren ist in der Stadt organisiert, die diesen gefährlichen Beruf fast spielend erledigen.

Als ich in Begleitung von unserm Missionsarzt Dr. Ellermeier aus Tsining am Kaiserkanal und der Frau Dr. Kautzsch, Gattin des deutschen Arztes aus Tsinanfu, und einem Dolmetscher in jener Gegend Shantungs reiste, hatten wir tagtäglich den Kampf mit Wetter und Verkehrsmitteln zu führen; die Regenzeit war voll im Schwange und brachte tagelang alle zwölf Stunden Gewitter mit stundenlangem Platzregen oder Landregen. Unter der Räuber- und Kriegsplage hatte ganz besonders diese Bahnstrecke Tientsin-Pukau gelitten: die zerstörten Bahnhofs- und Hotelanlagen in Küfu, der Geburtsstadt des Konfuzius, die halbzerbrochenen, oft total verwahrlosten Bahnwagen, und die absolute Unpünktlichkeit der Züge stellten oft der Geduld und Reiselust die schwersten Proben. Der ganze Tag verging, um von Küfu Stadt zum Bahnhof zu gelangen, dort einen Zug zu erwischen und in einstündiger Fahrt nach Taiaufu zu gelangen. Die katholische Franziskanermission dort machte sich eine Ehre daraus, uns aufs beste, wenn auch manchmal junggesellenhaft-unbeholfen, zu bewirten und zu herbergen, da Dr. Kautzsch wie Dr. Ellermeier die Patres umsonst behandeln.

Der Aufstieg verzögerte sich am nächsten Tage bis nach dem Mittagessen, da Nebel und triefender Regen uns abhielten und den Mut nahmen. Endlich traten wir die mehr Erforschungs- als Pilgerfahrt an. Nie habe ich innerhalb von 24 Stunden soviel Tempel gesehen wie an diesem Pilgerweg und auf dem Gipfel des heiligen Berges. Ich muß aus der mich noch heut verwirrenden Fülle einige herausgreifen, die mir besonders charakteristisch erschienen.

Gleich vor den Toren von Taianfu, da wo die etwa 5—6 Meter breite Wallfahrtsstraße beginnt, zunächst ziemlich oben und nur von wenigen Treppenabsätzen unterbrochen, liegt ein Tempel, oder richtiger eine Anlage mit Gebäuden, Höfen, Gärten, Terrassen. In einem Seitengebäude wird in einem Glaskasten die eingetrocknete, zur Mumie vertrocknete Gestalt eines in Meditation sitzenden taoistischen Mönches gezeigt. Dieser Meditant hat monatelang in dieser Stellung verharrt, Welt und körperliches Leben hat er vergessen, bis allmählich alles Stoffliche an ihm eintrocknete und er so die beste Selbst-Einbalsamierung vollzog. Man sieht tatsächlich nur die Knochen, die Sehnen, die Haut fest darauf anliegend und die Nägel an Fingern und Zehen. Vor das Gesicht hat man ihm eine vergoldete Maske gestülpt und um die Hüften ein rotes Tuch gelegt. Dr. Ellermeier meinte, daß das Gesehene echt sei und anatomisch zutreffe. —

Weiter oben steht rechts und links von dem Pilgermann ein buddhistisches Nonnenkloster, dessen Hauptsehenswürdigkeit eine vergoldete Quanjin-Statue mit vielen Armen ist. Ziemlich steil über der Schlucht des Flußlaufes haben die Nonnen Teehaus, Herberge und Gelegenheit zur Sommerwohnung geschaffen. Der Nachwuchs des Klosters wird durch den Ankauf von Mädchen gesichert. Noch nicht zu alte Chroniken berichten von skandalösen Szenen und obszönem Treiben in diesen Herbergen und Teehäusern der Nonnen, so daß der Mandarin einschreiten mußte und die Nonnen vertrieb. Heute scheinen geordnete Verhältnisse zu herrschen; jedenfalls ist diese Tempelanlage die lieblichste von allen und rein äußerlich betrachtet die sauberste, die ich vom Taishan sah.

Nun gehts steiler hinauf; die Treppenabsätze werden unregelmäßiger, der Bach reißender und schäumender, die Zahl der Inschriften an den Felsenwänden, sowie der Torbogen, Kioske und Tempelchen so groß, daß man das Spezialinteresse verliert, besonders wenn man vom Tragstuhl nur höchstens 5—7 Minuten getragen und dann wegen Körperschwere abgesetzt wird und wieder allein klimmen muß, rechts mit dem langen Bambusstab nachhelfend, links

den geölten Papierschirm gegen Regen und Wind balancierend. Endlich gelangen wir in einen Kessel, der von allen Seiten steil abfällt, daß man den Aufstieg zunächst nicht findet. Da müssen wir doch hinauf — aber dann oben der freiere Blick! Also frisch voran! Auf einen Olymp zu steigen ist ja auch keine alltägliche Kleinigkeit! Oben angelangt, eröffnen uns die Träger, das sei nun gerade die Hälfte zum Gipfel; dort pflegten sie eine halbe Stunde Rast zu machen, dann ging es weiter; in einer halben Stunde sei der Gipfel und die Ebene regen- und wolkenfrei!

Tatsächlich klärt es sich auf und nach dreiviertel Stunde klappen wir die Schirme zu, und die Träger nehmen die Verdecke von den Tragstühlen, und vor uns enthüllt sich der Gipfel und die steile sich hochschlängelnde „Himmelstreppe". Dazu kommt, daß der weitere Weg, etwa 1 Kilometer lang, „Freudenweg" heißt, da er etwas fällt, ein Stück eben geht und dann allmählich steigt, endlich auf einer Steinbrücke über einen Wasserfall führt — und dann erst beginnt der letzte Aufstieg. Oben auf dem Gipfel an einem Sattel zwischen zwei Zacken winkt das „Himmelstor", ein von kolossalen Felsblöcken errichtetes Torgebäude, durch das man das 2 Kilometer lange Gipfelplateau erreicht, das mit Tempeln aller Art übersät ist. Wendet man sich am Tor rückwärts, so packt einen fast der Schwindel und die Angst, wie man da wieder herunterkommt.

Nur eine Viertelstunde haben wir Aussicht herrlichster Art: fast ganz Shantung dehnt sich wie ein Kreisbogen unter uns: im Süden die Ebene, unterbrochen durch die Küfu-Berge und den großen Rivalen des Taishan, den Mung-shan; im Westen sieht man nichts als Berge in endlosen Ketten bis da, wo die Sonne sinkt. Im Norden gehen die Bergketten bis Tsinanfu und an das jetzt silberleuchtende Band des Hoangho, des gelben Flusses, um dann der Ebene bis Tientsin und Peking Platz zu machen. Endlich im Osten endlose Berge bis in die Nähe der Tsingtau-Bucht! Aber nach Minuten brauen Nebel aus den tückischen Spalten des Berges und Sturm zwingt uns, in dem Tempel auf dem höchsten Gipfel zu übernachten.

Dieser Tempel ist dem Yühuangti geweiht, dem Nephrit-Kaiser, einer sagenumwobenen Gestalt, auch Kaiser des nördlichen Eismeeres genannt, den man gern auf Anhöhen und Bergklöstern verehrt. Die letzten steilen Stufen zu diesem Heiligtum führen auf einen Vorhof, in dem ein Monolith steht von über 4 Meter Höhe ohne Inschrift; das ist die Art, wie das konfuzianische China den großen Gegner und Verfolger des Konfuzianismus, den Kaiser Shihuangti, verhöhnt: er bekommt schon ein Denkmal, aber wie sinnlos: ohne Inschrift!

Durch ein wetterfestes Tor treten wir in den Tempelhof, in dessen Mitte des steinernen Gipfel höchste Spitze bloßgelegt ist und die charakteristische Lagerung des Granitgesteins von Südosten nach Nordwesten zeigt. Links wird der Hof begrenzt durch die Wohnung der zwei dort amtierenden Priester, deren einer uns freundlich begrüßt: denn solche Gäste bringen immer Geld ins Haus und ein bißchen Abwechselung. Jetzt in der heißen Zeit und gar in der Regenzeit ist selten ein Gast oben; nur im Mai, wenn die Pilgerzüge kommen, ist zu tun und ist Einnahme zu erhoffen. Dieser Priester ist auffallend sauber gekleidet und hat seinen langen, vollen Zopf nach taoistischer Sitte hinten in einem schönen Haarknoten hochgesteckt und mit einem hellgrünen Nephritpfeil geschmückt. Er führt uns rechts in die Halle, wo wir eine Art Wohnzimmer mit Ebenholztisch und bequemen Stühlen vorfinden und zwei Seitengelasse mit je zwei Bettrahmen auf Böcke gestellt.

Inzwischen haben die Träger die drei Sessel in den Tempel selber getragen und in den Nischen zum Trocknen aufgestellt und der uns begleitende Boy hat unsere Schirme aufgespannt und ebenfalls im Tempel aufgestellt auf dem Fußboden. Wir hören klingende und klirrende Laute aus dem Tempel und beobachten, wie unsere acht Träger Kupfermünzen an ein Drahtgitter, das vor dem Götterbild gespannt ist, werfen und dabei ihren lauten Spaß haben. In diesem Drahtgitter ist, nämlich in der Mitte eine große Käschmünze angebracht, deren viereckige Öffnung in der Mitte so groß ist, daß geschickte Leute mit ihren kleinen Käsch- und Kupferstücken hindurchtreffen. Das soll ein Anreiz sein zum Geldwerfen, denn jedes geworfene Geldstück verbleibt dem Tempel, bloß die treffenden haben besondere Wirkung. Das war also der Zweck des Tempels des Nephritkaisers auf dem heiligen Taishan, Sänften, Schirmen und sich belustigenden Kulis als Unterschlupf zu dienen! Einen Kultus an dieser Stätte haben wir nicht erlebt.

Leider auch keinen Sonnenaufgang, denn um 4 Uhr früh war ein schweres Gewitter niedergegangen und bis 11 Uhr brauten Nebel und Feuchtigkeit dort oben. Aber trotzdem und obwohl es in meine Schnürschuhe hineingeregnet hatte durch die mit Eisenziegeln belegte Dächer, mußten wir doch die interessanten Tempel auf dem Gipfel sehen.

Ich will nun zwei kurz nennen. Der Haupttempel ist der Tien nai nai, der Enkelin des Taishan, der Himmelsmutter, geweiht, also der chinesischen Venus. Ihr Tempel ist stets geschlossen, d. h. die Gittertüren sind fest zu, aber man steigt auf Stufen hoch und blickt dann durch die Gitter durch. Auf dem Altar sitzt oder liegt, je nach Pilgerzeiten, die Pihia yüen kün, in herrliche seidene Gewänder gehüllt mit dem weißen, schmalen, jungfräulichen Gesicht. Der Boden vor dem Altar ist übersät mit Silber- und Kupfermünzen, mit Kinderschuhen und seidenen Kinderkleidern und mit kleinen silbernen Puppen, alles von pilgernden Frauen oder jüngeren oder älteren Ehepaaren durchs Gitter geworfen, um Nachkommenschaft — und als solche gilt ja nur männliche — zu erlangen. Alle Jahre ein paarmal wird der Tempel unter Beisein des Mandarin geöffnet und das Geld gesammelt und die Wertgegenstände abgeschätzt; aus diesen Mitteln wird der Unterhalt des Tempelgebäudes und der Pilgerstraße auf den Berg bestritten. Neben dem Gitter steht eine Bronzetafel, deren Inschrift von dem Reiben der Geldstücke ganz abgerieben und unleserlich ist. Dieses Reiben an der Inschrift soll die Wirksamkeit der Opfergabe erhöhen!

Endlich gingen wir noch zum Konfuziustempel. Er ist da erbaut, wo Konfuzius stand und mit dem Blick über die Landschaft seufzend die Kleinheit seines Staates Lu und ganz Chinas bedauert haben soll. Der Tempel ist total verfallen und verwahrlost; im Inneren der Halle steht zwar noch das holzgeschnittene Bild des Konfuzius auf dem Altar, aber es sieht aus, als ob seine Augen das Weite suchten und sprächen: Nur heraus aus Schmutz, Verfall und Staub! In den Seitennischen sind Vorkehrungen getroffen, daß Glieder der Familie des Konfuzius, des Herzogs Kung, übernachten können; aber der Ort ist in jeder Weise verunreinigt. Man hat den Eindruck, als wenn nur zur Zeit der großen Wallfahrten hier gesäubert werde und dieser Olymp Chinas nur von den Erträgnissen dieser einmaligen Pilgerzeit lebe, denn wir sahen nur Verfall, Zerbröckelung, Kultlosigkeit.

Der Abstieg gestaltete sich dann doch noch leichter, als wir erst geglaubt hatten. Unter 1000 Meter war es klar und trocken.

Als ich wieder in mein Gastzimmer bei den Patres trat, fiel mein Blick auf einen bis dahin unbeachteten Wandspruch: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt!" War dieser Wandspruch Zufall oder verheißungsvolle Absicht am Fuß des Taishan, des Olymps Chinas?

Charlottenburg Theodor Devaranne

Tagung für Sexualethik

Zweite Zusammenkunft des Lauensteiner Kreises zur Beratung sozialethischer Fragen Elgersburg 5.—12. Oktober 1926

Diese Tagung war ein Wagnis, aber ein notwendiges Wagnis und ein über Erwarten geglücktes. Notwendig war sie rein innerlich schon durch das, was in der Linie der Geschlechterfrage in der grundlegenden Pfingsttagung vom Vorjahr auf dem Lauenstein bereits gesagt worden war (CW 1925 29/30, 656 ff.) und was bei allen Teilnehmern von damals nach weiterer Vertiefung und umfassender Auseinandersetzung verlangte. Und ebenso war sie notwendig durch die äußere Tatsache, daß wir heute auf dem ganzen Gebiet der Sozialethik in Theorie und Praxis wohl nirgends mehr so führerlos und abgetrieben sind, als auf dem Gebiet des Sexuellen. Was macht sich da an Lebensanschauungen und Lebensgewohnheiten, an Schrifttum und geschäftstüchtiger Industrie breit! Wie groß ist die Unsicherheit diesen Dingen gegenüber weithin geworden, und wie mangelt es an einer im Gesamtbewußtsein des Volkes verankerten ethischen Überzeugung!

Groß ist die Not, und schwach nur sind die Ansätze zu ihrer Überwindung. Wir sahen sie vor dem Kriege in der Jugendbewegung und bei der christlichen Jugend, daneben etwa in Erscheinungen wie dem „Ärzte- und Volksbund für Sexual- und Gesellschaftsethik". In den Jahren nach dem Kriege blieben diese Gruppen Stoßtrupps zum Aufbau und Kerntruppen im Kampf um ein neues Gewissen. Vertreter ihrer Gesinnung zu einer offenen brüderlichen und schwesterlichen Aussprache zu sammeln, war deshalb der eigentliche Zweck der Elgersburger Tagung.

Trotz solcher Auswahl der Teilnehmer blieb die Konferenz natürlich ein Wagnis. Denn wenn auch einer zerflatternden und sich immer wieder selbst aufhebenden Diskussion durch diese — auch zahlenmäßige — Beschränkung auf Menschen mit einem irgendwie sozialethisch gebundenen Wollen von vornherein vorgebaut war, so war damit noch keine Gewähr dafür gegeben, daß man sich mit so verschiedener Herkunft und so verschiedenen Voraussetzungen überhaupt verstand, geschweige denn, daß man gemeinsame Wegweisungen oder gar „Lösungen" fand. Denn wenn 130—140 Männer und Frauen der verschiedensten Altersstufen (die Frauen dabei etwas in der Mehrheit), Evangelische und Katholiken, ausgesprochene Intelligenzen und Vertreter gewisser Richtungen, solche aus der Jugendbewegung und andere aus der Jugendarbeit, Mediziner und Geistliche, Theologen und Lehrer, Dozenten und Kaufleute, berufstätige Frauen in Lehramt, Fürsorge und Schwesterndienst miteinander reden sollen über ihre Erfahrungen und Überzeugungen hinsichtlich des individual und sozial sich auswirkenden Sexuallebens, dann mag — zumal für Außenstehende — die Möglichkeit der Harmonie der Meinungen sehr fragwürdig sein. Wenn man sich trotzdem nicht nur gegenseitig anhörte, sondern soweit zueinander kam, daß man sich in entscheidenden Punkten traf, ja wenn über dieses Sichtreffen hinaus wirklich gewisse Gemeinsamkeiten und Verbundenheiten aufwachsen konnten, so war das ein Geschenk heiliger Führung, für das die, die es spürten, nicht dankbar genug sein können.

Vorbereitet war die Konferenz vorzüglich. Der äußere Rahmen der Unterbringung in den nahe zusammengelegenen Häusern der „Devo" (Deutsche Volkserholungsheime), die Kristallisation der Tagung in der Elgersburg, der wohldurchdachte Arbeits- und Themenplan, die dreitägige Vorkonferenz von etwa 20 Frauen, die das ganze Programm zunächst einmal als Frauen durchberaten hatten, all das war ebenso günstig für die gemeinsame Arbeit wie der geregelte Ablauf der Tage vom Frühlied der Kurrende und der Morgenandacht an bis zu den verhandlungsfreien, ab und zu geselligausgeschmückten Abenden. Man hatte sechs Hauptgebiete zur Aussprache vorgesehen: 1. Körperliche Grundlagen. 2. Sittliche Grundfragen. 3. Ideale der Vollendung. 4. Pädagogik und Hygiene des Geschlechtslebens. 5. Soziale Nöte. 6. Öffentliche Aufgaben. Dazu eine Verhandlungsdauer von sieben vollen Tagen.

Leider war es nicht möglich gewesen, für die beiden Hauptvorträge zu den „Körperlichen Grundlagen" die gewünschten Referenten zu bekommen, und zwar in der Hauptsache deshalb nicht, weil man medizinischerseits erklärt hatte, es fehle zu der Frage nach den „Verschiedenheiten der männlichen und weiblichen Konstitution" und bezüglich der „Bedeutung der Sexualität für das menschliche Leben" zur Zeit noch an einem hinreichend gesicherten Material. Das war nun gewiß eine peinliche Lücke für die Unterbauung der gesamten Verhandlungen, aber auch ein positives Warnungszeichen vor voreiligen Behauptungen und Schlüssen in jener Richtung. Und so war dieser Verzicht der Sachverständigen immerhin eine Ebene, auf der man sich der Besprechung der Spezialfrage der „Homosexualität" zuwenden konnte. Über sie referierte der dem BGC von Elgersburg 1923 her bekannte Dr. med. Armin Müller aus Leipzig, Vorstandsmitglied des Volksbundes für Sexualethik. Er setzte ein bei der Frage nach der Bewertung der Sexualität überhaupt mit klarer Front gegen jede Überschätzung der Geschlechtlichkeit in der Psychoanalyse, wie sie z. B. Freud und Blüher vertreten, zeigte die weite Verbreitung der Homosexualität in der Vergangenheit und die durch das Christentum nicht mehr bewältigte der Gegenwart. Die wissenschaftlichen Thesen wurden eingehend erörtert, ebenso die schwierige Frage der Heilung und der Gesetzgebung. Die Aussprache forderte Heraufsetzung des Schutzalters für Jugendliche auf mindestens 21, wenn nicht auf 25 Jahre, beleuchtete die gefährliche Rolle der Homosexualität bei Erziehern und Lehrern und ihre Unausbleiblichkeit bei Internatserziehung (deshalb in Amerika die weitverbreitete Koedukation). Bei der psychischen Behandlung ist die volle Verantwortung zu wecken im Sinne der Selbstverständlichkeit, daß Jeder, der sich homosexuell wegwirft, genau so unrecht handelt wie der, der sich heterosexuell vergibt. Nicht die Veranlagung des Andern ist zu verurteilen, sondern lediglich das, was aus dieser gemacht wird und was sich öffentlich auswirkt. Dem gilt der volle Kampf.

Damit kam man zu dem Referat von Professor Dr. med. Grotjahn aus Berlin über „Großstadtnöte und Bevölkerungspolitik". Er ließ Zahlen reden. Die Präventivtechnik hält ihren Siegeszug von der Stadt zum Land. Seit 1880 sinkt die Geburtenziffer der Stadt, seit 1900 in gleicher Linie darüber die des Landes. Zwar auch die Sterblichkeitslinie sinkt, aber der Überschuß der Lebenden ist nur scheinbar. Bei gleichen Zahlen weiterhin werden wir als Volk aussterben. Das Zweikindersystem führt rechnungsmäßig zu einer Volksverminderung auf die Hälfte bezw. auf ein Drittel schon innerhalb der nächsten 75 Jahre. Wir leben nicht mehr vom Volksüberschuß, sondern von der Substanz. Alle Stände sind unterfruchtig, Beamte und Intellektuelle ebenso wie das Proletariat und die Landbevölkerung. Die Elternpaare versagen; denn jede überhaupt fruchtbare Ehe müßte im Durchschnitt 3, 4 Kinder haben, damit die Volkszahl auf ihrer gegenwärtigen Höhe bleibt. Und die Kirchen versagen: die katholische läßt Beschränkung durch Enthaltsamkeit zu, die evangelische hüllt sich so ziemlich in Schweigen. In Frankreich hat der Staat jetzt zugefaßt durch wirtschaftliche Bevorrechtung kinderreicher Eltern. Wir müssen darüber hinausgehen, am zweckmäßigsten durch eine allgemeine Elternschaftsversicherung, die die Belastungen und Hilfen sozial gerecht verteilt. Diese Forderung einer ausreichenden wirtschaftlichen Unterstützung wurde in der Aussprache lebhaft unterstrichen, gleichzeitig aber die andere der Mobilmachung innerer Kräfte.

Denn bei dem Geschlechtsleben handelt es sich nicht nur um Voraussetzung und Folge volkswirtschaftlicher Situationen, sondern um eine absolute Sittlichkeit, die regieren will. Das versuchte Frau Elisabeth Nitzsche aus Berlin (Frauenschule der Inneren Mission) durch ihr Referat über „Die geschlechtliche Sittlichkeit im Wandel der Zeiten und Völker" zu erweisen. Sie schilderte die verschiedenen Formen ehelichen Lebens in der Geschichte mit besonders feinsinniger Bemerkung über die griechischen Verhältnisse, wo die dreifach verschiedene Stellung und Behandlung der Frau als Matrone, Hetäre und Sklavin (Dirne) die beste Illustration sei für den Mann und seine dreifach zerspaltene Sexualität. Von der Stellung und Geltung der Frau bei den Germanen und der hohen Bewertung der Ehe durch das Frühchristentum führte sie zur Unsittlichkeit des Mittelalters (Gegenpol: Marien- und Minnedienst), fand in der Renaissance höchst gesteigerte Geltung der Frau, bei Luther „goldechte Instinktsicherheit in geschlechtlichen Dingen", in der Richtung aufs 18. Jahrhundert übelste Libertinage, bei Kant die Definition der Ehe als der „Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenslänglichen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften", in der Romantik Abstand von Ideal und Verwirklichung, im 19. Jahrhundert die Auswirkung machtvoller Faktoren, im 20. die des Weltkriegs und seiner Folgen. Wir stehen in einer ungeheuren Verwirrung mit vielen Neuansätzen. Darin kann es kein Zurück geben, sondern nur ein Vorwärts und Aufwärts im Sinn persönlicher und sozialer Verpflichtung unter das absolute Ethos, dessen Goldkörner der Strom der Geschichte mit sich führt.

Der hier schon aufgeworfenen Frage nach der „Geltung einer absoluten Moral für das menschliche Leben" ging Frau Elsbeth Krukenberg-Conze aus Bad Kreuznach weiter nach. Sie behandelte im Besonderen die Probleme der doppelten Moral. Doppelmoral ist gar nicht nur bei Männern vorhanden, sondern wird durch diese auch denjenigen Frauen aufgedrängt, mit denen sich die Männer außerehelich abgeben. Das ist eine ganz zwangsläufige Sache, wird von den betreffenden Männern nur nicht in der Konsequenz bedacht und zugestanden. Bloß von der eigenen Frau erwarten sie absolute Moral, von den andern — doppelte. Und nur bei der eigenen Frau redet man von leichterer Bändigung des weiblichen Trieblebens, bei anderen ist einem das Gegenteil selbstverständlich. Die angebliche stärkere sexuelle Erregung des männlichen Geschlechts beruht zu großen Stücken darauf, daß Alkohol und sexuell geladene Umgebung Schuld an dieser Übererregung sind, ist aber nicht eine allgemein festzustellende Veranlagung. Auch von den Frauen sind viele geschlechtlich überveranlaßt, man weiß nur von den Frauen, besonders von den anständigen, weniger. Nicht ausgelöster Sexualtrieb muß und kann bei dem Mann ebenso seine Ablenkung in kulturellem Schaffen finden wie bei der Frau, der die Frauenbewegung hier neue Möglichkeiten erschlossen hat. Auch in der Ehe ist ja nicht die Geschlechtlichkeit das Letzte, sondern die gemeinsame Ausschau nach einem höheren Ziel und die Tatsache, daß Einer dem Andern zum Heil gesetzt ist.

Wie dies Ideal Auswirken der Liebeskraft im höheren Sinn verlangt, so verlegt das Ideal einer neuen Jugend den Schwerpunkt auch unserer Geselligkeit und unserer sozialen Gliederung vom Sexuellen weg zur Kameradschaft hin. Darüber sprach Frau Elisabeth Busse-Wilson aus Hannover mit dem Thema:

„Das kameradschaftliche Verhältnis der Geschlechter". Sie hob besonders die Schwierigkeiten für die unverheiratete Frau hervor, deren im Wesen als Frau begründetes Vermögen, Mittelpunkt edler Geselligkeit zu sein, dank den Vorurteilen unserer Zeit und unter dem Dünkel vieler verheirateten Frauen sich bislang eigentlich nur in gesellschaftlich außenstehenden Gruppen auswirken konnte. Man hat Mißtrauen gegen dies freie Berühren der Geschlechter, das selbstverständlich nicht frei ist von der bipolaren Spannung, unter der immer die Geschlechter voreinander leben, das aber aus dieser Spannung nicht geschlechtlichen Anreiz, sondern helle Freude und seelische Bereicherung schöpft.

Es lag nahe, nach dieser auch durch die Aussprache stark befürworteten Forderung des freien kameradschaftlichen Verkehrs der Geschlechter auch nach dem Recht der „freien Formen des Zusammenlebens von Mann und Frau" zu fragen. Darüber sprach der frühere Burgherr der Elgersburg, Emil Engelhardt, im Abstand dessen, der hier nur Verwirklichung von Teilmenschlichem sehen kann im Gegensatz zur Erfüllung des Vollmenschlichen in der Ehe. Ehe bleibt das Höchste, Ideal der Vollkommenheit und Schicksalsgemeinschaft im Alltäglichen, Bindung von oben her für immer, nicht nur auf Zeit, nicht nur für Teile unseres Wesens. Bei den freien, jederzeit lösbaren Formen spielt die entscheidende Rolle meist nur die Befriedigung des Triebs, daneben die der Behaglichkeit oder das Bedürfnis nach Ausfüllung der Pausen beim Werk intensiven Schaffens. Nur Teilmenschen geben sich mit solchen Formen zufrieden, — Teilmenschen leben sie ja auch im Stande des „Verheiratetseins". Ehe aber ist mehr, ist Aufgabe für uns und Begnadung. Nicht zum Aburteilen über Andere, sondern ihnen zu Hilfe zum Erreichen ihrer Vollmenschlichkeit. Das gilt selbstverständlich auch für alle Hilfe bei Beseitigung wirtschaftlicher und sozialer Not, die das Erblühen des Vollmenschen hemmt und erstickt, vor allem aber für Hilfe durch inneres Vorbild im Sinn des Jesuswortes: „Habt allezeit Salz bei euch."

In ähnlicher Linie lag das, was Frau Dr. Marianne Weber (Heidelberg) über „die Ehe als Vollendung des Lebens" zu sagen gegeben war. Sie stellte uns hinein in die Revolution der Geschlechtsmoral unserer Zeit, anschaulich gemacht durch die Fragestellung der Erzählung Alexandra Kollontays von der Genia*), und stellte dagegen ihre Frage, wie das Geschlechtliche als Material benutzt werden könne, um ihm Lebenswerte abzuringen und mit ihm eine höhere Gesittung aufzubauen. Als erlesene Beispiele solcher Lebensgestaltung schilderte sie die Ehe von Wilhelm und Karoline von Humboldt und die des englischen Dichterehepaares Robert Browning und Elisabeth Barett. Was diesen hervorragenden Kulturträgern in ihrer Ehe geschenkt war, kann Jedem zuteil werden, der weiß, daß Ehe immer ein Wagnis ist und daß bei dem Gelingen mehr die Gnade mitspielt als menschliche Leistung. Wir müssen uns nur bereit halten für diese Gnade und dafür, alles auf uns zu nehmen, was die Ehe an Spannungen und Opfern und Kampf zwischen Eros und Alltag mit sich bringt.

Waren hier — mit eigener Grazie und Würde — evangelische Töne angeschlagen, so vertraten für den jäh verstorbenen Dr. Karl Neundörfer aus Mainz Dr. Nikolaus Ehlen aus Velbert (Großdeutsche Jugend) und Ministerialrat Dr. Maria Schlüter-Hermkes aus Berlin-Charlottenburg die katholische Auffassung von „Jungfräulichkeit und Ehe". Jungfräulichkeit ist nicht Ehelosigkeit, sondern Vollendung des Lebens in einer vollmenschlichen Form, ein besonderer Stand neben bezw. über dem der Ehe, womit jedoch nicht gesagt ist, daß der vollkommene Mensch der Ehe tiefer stehe als der vollkommene Mensch der Jungfräulichkeit. Katholische Jungfräulichkeit ist damit etwas ganz anderes als evangelische Jungfräulichkeit, ist Brautschaft Gottes und besondere Sendung. Heiltum auch für die Ehe, ja — wie Professor Siegmund-Schultze, der Leiter der Tagung, in seinem Bilde ausführte — die heilige weiße Taube, die den goldenen Ring der gefährdeten Ehe auf ihrem Rücken durch diese arge böse Welt zu tragen berufen ist**).

Damit waren bereits die religiösen Grundlagen angerührt. Professor D. Friedrich Mahling aus Berlin sprach über die religiös-gewissensmäßige Bindung des Einzelnen an Gott auch im Geschlechtlichen. Hilfe für die weithin fehlende christlich-sittliche Wegweisung kann nur kommen, wenn wir auf uns das Wort anwenden: „Ich heilige mich selbst für sie, damit auch sie geheiligt seien in der Wahrheit."

Pfarrer Dr. Alfred Dedo Müller aus Ziegra i. S. drang weiter zum Kern der Sache vor. Bei dem Geschlechtlichen geht es um das „Erleben", also um das „Eine", was die betreffenden Menschen denn gerade haben wollen. Darum haben sie in diesem „Einen" für sich die Sinnfrage gelöst und ihre eigene „religiöse" Grundlegung, wenn auch noch so verschiedener Art. Gericht über das alles ist jedoch die Gestalt Christi, und zwar einfach deshalb, weil sie da ist und weil in ihr für uns die Linien ausgezogen sind. Das „Eine" ist hier das Unendliche. Vor ihm lernen wir neu sehen, unerbittlich und radikal, wie die Dinge sind, in grellster Beleuchtung, mit aller Ehrfurcht vor den Tatsachen, aber doch auch mit dem Mut zur Scheidung. Und den Sinn des Geschlechtlichen verstehen wir vor der Gestalt Christi neu. Es ist derselbe wie der alles Lebens: Darstellung der geistigen Beziehung im Fleisch, Menschwerdung Gottes, Realisierung der höchsten göttlichen Realitäten. Und das goldene Gebot der Bruderliebe gilt darum hier wie überall: Wenn wir im Geschlechtlichen nicht ohne den Ausblick und Grund des Unendlichen auskommen können, dann sollen wir das auch den Andern möglich machen wollen. Und wenn wir — praktisch gesprochen — nicht zur Befriedigung der Lust oder der Behaglichkeit von einem Anderen gebraucht werden wollen, dann dürfen wir den Nächsten auch nicht dazu gebrauchen.

Von wieder anderen Voraussetzungen ging Almade l'Aigles (Hamburg) aus. Der Geschlechtstrieb dient über die bloß körperliche Zeugung hinaus bei besonders Auserwählten einer geistigen Zeugung höherer Art. Auch er ist Erlösungstrieb wie alle Triebe. Und was wir schaffen und zeugen: Kind, Kunstwerk oder Engel, sind unsere Stellvertreter zur Ureinheit hin.

Damit waren genugsam Ansatzpunkte zur Aussprache gegeben. Diese verdichtete sich schließlich dahin, ob wir denn heute überhaupt noch mit religiösen Begründungen in der Sprache des Evangeliums dem Volke kommen dürften. Professor Mahling hatte diese Frage aufgeworfen, weil die Bedenken gegen „christliches" Reden laut geworden waren. Man kam — aus Zeitmangel — nicht zu Ende. Aber was gesagt wurde, war wichtig genug. Man forderte Schlichtheit und Verständlichkeit der Verkündigung wie bei Jesus, Wahrhaftigkeit und lautere innere Haltung, Vermeiden alles schrecklichen Pathos, Anknüpfen an die elementarsten Gegebenheiten, nicht an ein nicht vorhandenes Erlösungsbedürfnis und nicht an ein ebensowenig vorauszusetzendes soziales Verantwortlichkeitsgefühl, sondern wie Jesus an das allen verständliche: „Wie du willst, daß dir die Leute tun sollen, so tue du ihnen auch." An Jesus kommen wir nicht vorbei. Er ist uns als das letzte Wort gegeben und zwingt uns deshalb auch zu Worten, die Klarheit schaffen und unsere Taten ins helle Licht seiner Konsequenz rücken, sei es zum Sinn, sei es zur Sünde hin.

Von hier aus waren die noch folgenden Referate über Pädagogik und Hygiene des Geschlechtslebens und über die öffentlichen Aufgaben den sozialen Nöten gegenüber nur wie erläuternde Hinweise für die praktische Arbeit. Über die Onanie sprach umfassend und eindrucksvoll Dr. med. Otto Emsmann aus Berlin, ergänzt durch Dr. med. Amalie von Randenborgh aus Görlitz und Dr. med. Heinrich Wichern aus Bielefeld. Über den immer mehr um sich greifenden Gebrauch der Präventivmittel und den jetzt schon beinahe ausnahmslos verbreiteten Präventivverkehr im weitesten Sinn verbreitete sich in gewissenhaften Ausführungen Dr. med. Armin Müller mit Abwägung alles Für und Wider dieses außerordentlich schwierigen volklichen und persönlichen Problems. Was ärztlicherseits in ganz besonderen Ausnahmefällen anzuraten ist, darf nicht durch allgemeinen Gebrauch den sittlichen Willen zum Ideal und den heiligen Willen zu Vaterschaft und Mutterschaft vernichten. Zur Sexualpädagogik sprach Dr. med. Hans Harmsen aus Berlin mit besonderem Blick auf die vergiftete Atmosphäre und den notwendigen Kampf gegen alles Geschäft mit Sexualien in Literatur, Kunst, Kino und Öffentlichkeit; über die Lage der Prostitution in Hamburg Fräulein Sillem von dort, über notwendige Änderungen des Eherechts mit besonderer Berücksichtigung der rechtlichen Stellung des unehelichen Kindes Fräulein Dr. Alix Westerkamp aus Berlin.

Der letzte Tag gab Siegmund-Schultze Gelegenheit zu kurzer, abschließender Zusammenfassung. Es gilt zu bekennen: daß Hilfe nottut für die notleidenden Frauen aller Schichten und Stände; daß neu zu wecken ist der Wille zur Familie; daß für die Gesamtheit unserer Gesellschaft die unverheiratete Frau ebenso nötig ist wie die verheiratete, ja daß die Jungfrau die Ehe stützt; daß es einen stellvertretenden Dienst der Wenigen für die Allgemeinheit gibt; daß alle Aufklärung unbedingte Wahrhaftigkeit erfordert und alle künstliche Romantik zu vermeiden hat; daß bei der Aufklärung und allem Kampf gegen Schmutz und Schund das wesentliche Moment das positive der Gesinnungsbildung ist.

Das persönlich Entscheidende freilich bleibt das, was der Unterzeichnete im Schlußwort der Tagung glaubte sagen zu müssen, daß jeder Einzelne aus diesen Tatsachen heraus für sich den Auftrag hört, mit neuer Liebe hineinzugehen in das Leben um ihn her: mit neuer Liebe zu den Brüdern und Schwestern oben und unten, in der älteren und in der jüngeren Generation; mit neuer Liebe zu allen, die außer der Ehe stehen, und nicht zuletzt mit neuer Liebe in die eigene Ehe daheim. Nur wenn diese dreifache Liebe neu gelernt wird, die dem alten, ewig-neuen Gebot entströmt, das Sein Vermächtnis war, dürfen wir es wagen, über dem Weheruf unserer Mitschuld das „Heil euch!" der Bergpredigt zu hören, das denen gilt, die, im Geiste arm, hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit*).

Wenings (Oberhessen) Erwin Wißmann

*) Alexandra Kollontay, Wege der Liebe. Berlin, Malikverlag 1925. 410 S. Geb. 6.50 und 7 M.

**) Wer sich näher über die katholische Anschauung unterrichten will, greife zu der Vortragssammlung des Katholischen deutschen Frauenbundes „Katholische Ehe" (Köln 1925) und zu der von Romano Guardini herausgegebenen Schrift „Ehe und Jungfräulichkeit" (Matthias Grünewald Verlag, Mainz 1926). Wo bleiben entsprechende evangelische Veröffentlichungen?

*) Ausführliche Tagungsberichte werden im Furcheverlag und in der Akademisch-Sozialen Monatsschrift erscheinen, ebenso eine Buchausgabe der vervollständigten Referate bei Eugen Diederichs.

Pastors Geschichte der Päpste

Ludwig Pastor, Geschichte der Päpste. Seit 1886 neun Bände. Freiburg, Herder.

Von Pastors Päpsten sind zwei frühere Bände, der erste und dritte, in neuer Auflage erschienen. Die neuen Bände halten an den alten Grundanschauungen fest, besitzen aber den großen Vorzug, die gesamte neuere, den Deutschen vielfach schwer zugängliche ausländische Literatur möglichst vollständig zu verarbeiten. Dazu ist das Werk durch drei neue Bände bis zum Tode Gregors XIII. fortgesetzt worden, umfaßt also nunmehr die für die Gegenreformation wichtigsten Papstregierungen. Dieser Augenblick scheint geeignet, Pastors wissenschaftliche Lebensaufgabe, an der auch der protestantische Gelehrte nicht vorübergehen darf, zusammenfassend zu würdigen.

Als vor etwa 40 Jahren Pastors erster Band erschien, galt sein Werk nach Weltanschauung und Methode als das Seitenstück Janssens. Wie dessen Deutsche Geschichte als ein katholisches Unternehmen betrachtet wurde, um Rankes Reformationsgeschichte zu widerlegen, so richte sich, hieß es, das neue Buch gegen Rankes Römische Päpste. Damals standen die konfessionellen Streitigkeiten zwischen den Reformationshistorikern auf ihrem Höhepunkte. Ein Gelehrter, der seine katholisch-klerikale Grundauffassung überall durchblicken ließ, wurde von den evangelischen Kritikern naturgemäß als Parteimann angesehen. Zwar zeigte schon der erste Band, daß Pastor die kirchlichen Mißstände des 15. Jahrhunderts durchaus nicht vertuschen wollte. Aber sie bildeten mehr den Hintergrund, auf welchen er die innerkirchlichen Reformbestrebungen zeichnete, die nach seiner Ansicht von den Konzilien zu Konstanz und Basel ausgingen und bis zur Gegenreformation nicht wieder abrissen. Das Hervorheben dieser Reformbestrebungen, für welche Savonarola nur ein einzelnes, keineswegs besonders charakteristisches Symptom ist, schien damals erst recht Pastors ultramontane Gesinnung zu beweisen. Heute ist wohl allgemein anerkannt, daß der Verfasser hier ein großes Verdienst sich erworben hat; denn während früher Spanien als das Mutterland der Gegenreformation angesehen wurde und Maurenbrecher in seiner Geschichte der katholischen Reformation die spanischen Kardinäle Mendoza und Ximenes voranstellte, wissen wir jetzt durch Pastor, daß die Bewegung in Italien autochthon war und vielfach erst für die spanische Kirche vorbildlich wurde.

Verschiedene Gründe verursachten einen Umschwung in der Beurteilung Pastors. Trotz seines streng kirchlichen Standpunktes oder vielleicht gerade deswegen ist er ein ausgesprochen religiöser Katholik, von der absoluten Richtigkeit seiner Weltanschauung überzeugt. Er betont sie überall und würdigt nach diesem Maßstabe veraangene Menschen und Dinge, ist aber ein abgesagter Feind von Richtungen und ihren Vertretern, welche die Kirche zu politischen oder persönlichen Zwecken benutzten und dadurch zur Verweltlichung und zum Niedergang beitrugen. Wohl schrieb Pastor verschiedenen Prälaten, die sonst allgemein als Typen unkirchlicher Betätigung gegolten, ehrliche religiöse Grundsätze zu und verteidigte sie gegen manche mehr oder minder heftige Angriffe. Aber es blieben genug Fälle übrig, in denen Pastors Forschungen nur das alte Schuldurteil bestätigten, und das waren gerade die Fälle, auf welchen vorzugsweise die antikuriale Polemik unter den Zeitgenossen gefußt hatte. Vor allem entwarf Pastor ein recht ungünstiges Bild von Person und Hof der beiden Medicäerpäpste, deren eingehende Schilderung zu den wichtigsten und eindrucksvollsten Abschnitten seines ganzen Werkes gehörte. Wer aber in dieser Weise Leo X. verwarf, der war kein kritikloser Schönfärber aller kurialen Personen und Einrichtungen.

Aber noch etwas Anderes kam hinzu. Seit Jahrhunderten ist es ein Kennzeichen katholischer Geschichtsschreibung, die Akten reden zu lassen und statt einer abgerundeten Darstellung unverarbeitetes oder halb verarbeitetes Rohmaterial zu liefern. Diese Erscheinung ist kein Zufall, sondern in den apologetischen Bedürfnissen des Katholizismus und in seiner unübersehbaren schriftlichen Überlieferung begründet. Als die Magdeburger Zenturiatoren die zunehmende Verderbnis der mittelalterlichen Kirche beweisen wollten und als Sarpi die Geschichte des Tridentinums zur scharfen Anklage gegen die Kurie wegen ihres Attentats auf die Konzilsfreiheit zu gestalten suchte, wehrten sich die römischen Kreise nicht mehr wie in den Kinderjahren der Reformation durch schnellfüßige, leicht gezimmerte Polemik, mit der man einen augenblicklichen taktischen Erfolg erreichen, aber nicht dauerhaft überzeugen konnte. Vielmehr wurde die Verteidigung umfassend vorbereitet. Die römische Kurie verfügte über einen seit Jahrhunderten angehäuften Schatz: ihre Korrespondenzen und Protokolle, der bisher ängstlich gehütet worden war und durch eine geschickte Auswahl sich vorzüglich zu ihrer Rechtfertigung eignete. Je mehr sich seine Bearbeiter darauf beschränkten, nur die Akten und Aktenauszüge mitzuteilen und aneinanderzureihen, desto sachlicher und unbefangener erschien ihr literarisches Werk. Dabei wollten sie vor allem Gesinnungsgenossen, die so wie so ihren Standpunkt teilten, die nötigen Hilfsmittel zur gelegentlichen Entkräftigung gegnerischer Behauptungen liefern. Es kam hinzu, daß vorzugsweise Jesuiten an dieser sammelnden und sichtenden Tätigkeit teilnahmen. Die Jesuiten hatten von den älteren Klosterreformern des 15. Jahrhunderts das Streben nach einer gleichzeitig historischen und praktisch-seelsorgerischen Berichterstattung übernommen. Hatten schon die Brüder vom gemeinsamen Leben Biographien ihrer Genossen geschrieben, nicht nur um ihr Gedächtnis zu feiern, sondern auch um zur Nachahmung anzuspornen, hatten schon sie Klosterchroniken angelegt, um in der eigenen Anstalt religiöse Zucht zu erhalten und auch anderen Niederlassungen ein Vorbild zu geben, so übertrafen die Jesuiten darin ihre Vorgänger weit und schufen durch ihre ganze Gesellschaftsorganisation eine viel zentralisiertere, einheitlichere Geschichtsschreibung. Faßten doch schon in den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts die einzelnen Kollegien, später auch die einzelnen Provinzen Jahresberichte ab, welche zunächst unter den Kollegien ihrer Provinz umliefen und später auch zwischen den verschiedenen Provinzialen ausgetauscht wurden. 1581 bestimmte die Generalkongregation bereits, daß aus sämtlichen derartigen in Rom einlaufenden Jahresberichten ein gemeinsamer ausgearbeitet, an alle Provinziale versandt und von diesen wieder ihren Kollegien und Häusern zugestellt wurden. Hierbei sollte besonders das erwähnt werden, was die Ordensbrüder ermuntern oder warnen konnte, d. h. es wurde mit dieser Berichterstattung unauffällig eine praktische Tendenz verknüpft.

Wir fragen hier nicht, ob solchen historischen Darstellungen mit Recht Schönfärberei und Vertuschung, also Wahrheitswidrigkeit vorzuwerfen war. Hier wollen wir den Ursprung jener aktenmäßig referierenden Methode feststellen, welche der katholischen Geschichtsschreibung den gewollten Mosaikstil aufgeprägt hat. Denn als vor 100 Jahren der Katholizismus sich von den Einflüssen der Aufklärungsphilosophie zu befreien strebte, kehrte er zu seinen während der Gegenreformation geschaffenen Grundlagen zurück und übernahm von ihnen auch die Methoden der damaligen kurialen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung. Ja, das 19. Jahrhundert mit seinem historiographischen Verlangen, auf die ursprünglichen Quellen zurückzugehen und sich eigener, letzteren fremder Zutaten zu enthalten, unterstützte noch diese an sich schon im erneuerten Katholizismus liegende Entwicklung. So führt eine große Linie von Pallavicini, Baronius, Raynald zu Döllingers Reformation, von dieser zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes und von letzterer zu Pastor.

Gerade diese Art trug Janssens Geschichte die schärfsten Vorwürfe protestantischer Kritiker ein. Viele von ihnen hatten sich an Ranke und an den kleindeutschen politischen Geschichtsschreibern geschult. Ranke hatte versucht, die leitenden Ideen großer geschichtlicher Abschnitte herauszufinden und klar zu schildern, damit die Zeitgenossen historisch denken lernen und sich von geschichtlich unberechtigten politischen Lieblingsanschauungen befreien sollten. Erst recht strebten Häusser, Sybel und Treitschke, die mit ihren Geschichtsbüchern ein bestimmtes nationales Programm verbanden und ihre Leser zu zielbewußtem Handeln anspornen wollten, nach einer auch in der äußeren Form wirksamen Darstellung. Den wissenschaftlichen Zöglingen solcher Männer erschien Janssens Stil und Methode als Rückschritt. Dazu trat Janssens mehr ausgedehnte als eindringende Forschung. Bergen Aktenauszüge eines Vertreters bestimmter Weltanschauungen immer die Gefahr, daß er in der Auswahl und Betonung weniger der Sache als seiner persönlichen Auffassung folgt, so wächst diese Gefahr mit der Zunahme des zu bewältigenden Stoffes und mit der absoluten Unmöglichkeit, alles Einzelne zu beherrschen. So machten auf Andersdenkende Janssens lose aneinandergereihten, oft nur durch wenige eigene rhetorische Übergänge verbundenen Zitate nicht nur den Eindruck objektiver künstlicher Gruppierung, sondern beabsichtigter Quellenfälschung, mochte dieser subjektive Vorwurf auch unbegründet sein.

Indem Pastor ebenfalls häufig die Quellen reden ließ, gingen auf ihn die gegen Janssen erhobenen Anklagen über. Man spürt nun auch an den neuesten Bänden der Papstgeschichte den Einfluß der herkömmlichen aktenmäßig referierenden Methode. Pastor behandelt nicht nur Schicksal und Regierung der Päpste, sondern auch den gesamten Katholizismus in den verschiedenen europäischen, ja auch außereuropäischen Ländern unter den einzelnen Kirchenfürsten. Die englischen, französischen, spanischen usw. Vorgänge schildert er vielfach durch Quellenauszüge. Aber immer mehr, namentlich in den wichtigsten Abschnitten, wo er von den Päpsten selbst erzählt oder das damalige römische Leben schildert, hat er die alten methodischen Bahnen verlassen und strebt nach einer abgerundeteren Darstellung.

Zum Teil hängt das mit äußeren Umständen zusammen. Rom ist seit vielen Jahren Pastors zweite Heimat; die tägliche Umgebung erscheint ihm als Schlüssel zum Verständnis früherer Zeiten und Menschen. So verwebt er lebendige Eindrücke der unter starken historischen Überlieferungen stehenden italienischen Gegenwart mit den wissenschaftlichen Funden zu einem Gesamtbilde. Er hat sich also nicht nur in sein Thema hineinstudiert, sondern auch innerlich hineingelebt und ist über die rein stoffliche Aufnahme seiner Forschungsergebnisse durch die starken und ständigen örtlichen Eindrücke hinausgewachsen. Damit gewann er aber gegenüber seinen Lesern ein Veranschaulichungs- und Mitteilungsbedürfnis, welches es nicht mehr vertrug, die Quellen möglichst selbst mit kurzem verbindenden Texte reden zu lassen.

Unterstützt wurde diese Entwicklung durch Pastors starke künstlerische und kunsthistorische Interessen. Sie zwangen entweder auf die vorhandenen Kunstwerke oder auf ihre bildliche Überlieferung zurückzugreifen und, wo diese unmittelbaren Quellen versagten, aus Gelegenheitsnotizen und Geschäftsakten teils die Entstehung eines bestimmten Kunstwerkes, teils die Betätigung der einzelnen Künst-

ler, teils auch die künstlerischen Interessen der Päpste oder anderer Mäzene zu verstehen. Hierfür hätte eine Sammlung von Briefauszügen mit kurzen Zutaten des Verfassers nicht ausgereicht. Um dem Leser eine klare Gesamtvorstellung zu geben, mußte vielmehr der bildliche und literarische Stoff auch innerlich verarbeitet werden. Außerdem gewann Pastor selbstverständlich, je länger er sich mit seinem Arbeitsgegenstand beschäftigte, desto mehr die Herrschaft über das Material. Daher steigerte sich das Bedürfnis, Menschen, Dinge und Fragen, die er als organisches Ganzes auffaßte, in einem größeren Zusammenhange plastisch zu schildern. Infolgedessen begann Pastor, wie schon Ranke, weit strenger zwischen Text und Anmerkungen zu scheiden. Immer mehr enthielt der Text nur das kritische Gesamtergebnis seiner Quellenstudien in abgerundeter Darstellung, während dagegen in den Anmerkungen und in den am Schlusse jedes Bandes beigefügten Exkursen dem selbständig arbeitenden Forscher Fingerzeige gegeben wurden. Diese Exkurse erinnern an Rankes Analekten, besitzen aber vielleicht eine noch größere praktische Wichtigkeit. Denn als Ranke seine Päpste schrieb, war der Vatikan für die wissenschaftliche Forschung noch verschlossen; Ranke stützte sich auf Ersatzmaterial, welches durch die heutige Zugänglichkeit der primären Quellen vielfach seinen Wert verloren hat. Pastors Hilfsmittel behaupten eine bleibende Bedeutung; sie können durch neue Funde erweitert und ergänzt, aber nicht aus ihrer maßgebenden Stellung verdrängt werden.

Fragen wir nach dem Gesamtstandpunkt und Hauptinhalt des Päpstewerkes im Vergleich zu Ranke, so genügt zur Antwort nicht der bloße Hinweis, daß Pastor strenggläubiger Katholik ist, Ranke ein kritischer, aber überzeugter Protestant war. Vielmehr ergaben sich aus den individuellen Beweggründen beider Forscher eigenartige, teils abweichende, teils auch übereinstimmende Auffassungen, die sich in der Anlage und Durchführung ihrer Werke widerspiegeln. Rankes Hauptsatz ist der enge Zusammenhang der politischen und Kulturgeschichte und die beherrschende zentrale Stellung jener. Ihm ist die Kurie ein Glied des in der Renaissance entstandenen europäischen Staatensystems; unter diesem Gesichtswinkel betrachtet er die einzelnen Päpste. Ihn kümmert hauptsächlich ihr Verhältnis zu den großen Mächten, ihr wachsender und später wieder sinkender Einfluß auf die Politik im Abendlande. Mit Vorliebe folgt er den Beobachtungen kluger auswärtiger Diplomaten, denen es ebenfalls weniger um die religiösen Motive der Kurie, als um die politische Entwicklung zu tun war. Andere Quellen sind wesentlich aus dem stark biographischen Einschlag Rankes und aus seinem Verlangen zu erklären, sich die handelnden Personen zunächst menschlich zu vertiefen, um hierdurch zuverlässiger ihre praktischen Vorsätze und Schritte zu ergründen. So betonte Ranke vor allem die Verschiedenartigkeit der Päpste. „Nicht so unwandelbar, wie man annimmt, war doch die päpstliche Gewalt. ... Sieht man das Verzeichnis so vieler gleichlautender Namen durch, alle die Jahrhunderte herab, so macht das wohl den Eindruck einer ununterbrochenen Stetigkeit; doch muß man sich davon nicht blenden lassen; in Wahrheit unterscheiden sich die Päpste der verschiedenen Zeitalter nicht viel anders als die Dynastien eines Reichs."

Ranke prophezeit auch bereits das Aussehen eines katholischen Gegenwerkes: „Ein Italiener oder Römer, ein Katholik würde die Sache ganz anders auffassen. Durch den Ausdruck persönlicher Verehrung ... würde er seiner Arbeit eine eigentümliche, glänzendere Farbe geben. Auch würde er in vielen Stücken ausführlicher, kirchlicher, lokaler sein." Diese Merkmale treffen auch auf Pastors Päpste gewiß großenteils zu. Aber der wesentlichste Unterschied zwischen Ranke und Pastor ist doch ein anderer.

Während Ranke eine „Geschichte der päpstlichen Gewalt" schrieb und deshalb vor allem ihren Schwankungen und wechselvollen Schicksalen nachging, wird der gläubige Katholik niemals „die päpstliche Gewalt", sondern die päpstliche Mission betonen und darum vor allem das durch die Jahrhunderte sich gleichbleibende Thema stellen, wie die einzelnen Träger der Tiara diese ihre göttliche Mission erfüllt haben. Hierbei ergeben sich natürlich auch Mannigfaltigkeiten der menschlichen Veranlagung und der zeitgeschichtlichen wechselnden Vorbedingungen; in der Tat gelangen ja Ranke und Pastor zu zahlreichen übereinstimmenden Ergebnissen. Aber darum bleiben doch die Ausgangspunkte der beiden Gelehrten verschieden. Denn naturgemäß legt der Katholik das Hauptgewicht nicht auf den Wechsel, sondern auf die davon unberührten Zwecke seiner Kirche. Jede Phase der Papstgeschichte ist für ihn nur ein einzelnes Stück im einheitlichen göttlichen Gesamtplan. Darum ist für Pastor die Gegenreformation nicht in erster Linie die wieder ergriffene erfolgreiche Offensive der katholischen Kirche gegen den bis dahin fortschreitenden Protestantismus, sondern die „Wiederherstellung der katholischen Religion". Er sieht die Bedeutung der Gegenreformation nicht in der damaligen dauernden Abgrenzung der konfessionellen Landkarte, sondern in der organisatorischen Neugestaltung und dogmatischen Kodifikation seiner Kirche. Daraus entsprang die Frage, wann und wie die gegenreformatorischen Motive entstanden und wuchsen, ob und wie die einzelnen Männer und Richtungen das Gedeihen dieser Motive förderten oder hemmten.

Mit solchen Grundgedanken, nicht etwa allein mit dem angeschwollenen Material hängt die immer größere Ausführlichkeit des Pastorschen Werkes zusammen. So viel ich höre, soll in den nächsten Bänden die Darstellung mehr zusammengedrängt werden, weil gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Bedeutung der Päpste für die Durchführung der Reformideen abnimmt. Wer genauer hinsieht, bemerkt auch, daß infolge seiner Grundauffassung auch die Wärme in Pastors Darstellung wechselt. Den Höhepunkt erreicht sie meines Erachtens in der Schilderung Pius' V. Dieser verkörperte nicht nur am reinsten persönlich die gegenreformatorischen Motive, sondern er gewann auch durch seinen rastlosen Eifer eine über die eigene Regierung hinausreichende Tragweite. Darum beschäftigt sich Pastor mit dem Menschen Pius V. aus einer sichtlichen Vorliebe; darum hebt er auch mit besonderer Genugtuung hervor, wie wesentlich durch seinen persönlichen Antrieb der Grund gelegt wurde, auf den sich die Schöpfungen der nächsten Päpste hoben. Aber auch Regierungen, in denen der eigene Reformeifer der Kirchenfürsten weniger hervortritt, erscheinen bei Pastor unter dem Gesichtswinkel, was sie zum Übergang von der Renaissancekultur beigetragen haben, und wie weit die Päpste persönlich an diesem Beitragen beteiligt waren. Hierdurch erscheinen einzelne Päpste in einem wesentlich anderen Lichte als bei Ranke. Daß die Herrschaft Pauls III. die Zeit der Renaissancepäpste abschließt, bemerkte schon Ranke. Aber während dieser dem Papste innere Gleichgültigkeit, passives Geschehenlassen den innerkatholischen Reformbestrebungen gegenüber zuschreibt, läßt Pastor Paul III. diesen eine aktivere Rolle spielen. Der Anstoß zu einer so verschiedenartigen Würdigung liegt nicht etwa in der abweichenden religiösen Auffassung der beiden Forscher; er rührt vielmehr daher, daß Ranke von den persönlichen und politischen Interessen der Päpste ausgehend die Hauspolitik der Farnese voranstellte, Pastor, dem die Reformbewegung das katholische Zentralmotiv des ganzen 16. Jahrhunderts war, dagegen die von Paul III. bekanntlich stark betriebene Vorbereitung des Tridentinums. Ähnlich entgegengesetzt lauten Rankes und Pastors Urteile über Julius III. Jener schilderte die Gleichgültigkeit dieses Papstes gegen ernstere Reformanläufe, dieser dessen fruchtbare Vorarbeiten, wie sie für die Neubelebung des Katholizismus unentbehrlich waren. Dem protestantischen Kritiker, der mit dem Ausgangspunkte der Pastorschen Ansichten nicht vertraut ist, können solche neue Werturteile leicht als Beschönigungen erscheinen. Aber sie entspringen nicht dem Wunsche des Katholiken, möglichst die Lichtseiten jeder Papstregierung herauszufinden, sondern der gleichmäßig für jede Papstregierung gestellten Frage nach ihrem Verhältnis zur Reformbewegung.

Mit dieser Auffassung, daß der Fortschritt des religiösen Reformgedankens das einheitliche Motiv des ganzen Pastorschen Werkes ist, hängt noch eine andere Eigenart desselben zusammen: es ist im Gegensatz zu Ranke nicht in erster Linie eine Geschichte der Päpste, sondern eine nach Pontifikaten eingeteilte Geschichte des Papsttums und der mit ihm verknüpften katholisch-kirchlichen Begebenheiten, soweit sie für Pastors Zentralmotiv von Bedeutung sind. Deshalb werden Dinge, die an sich nicht in eine Geschichte der Päpste gehören, eingehend behandelt. Der Pius IV. gewidmete Band ist großenteils eine Geschichte der letzten Periode des Tridentinums. In der Geschichte Gregors XIII. nehmen die deutschen Vorgänge einen breiten Raum ein. Auf lange Strecken ist von der Kurie kaum mehr oder nur gelegentlich die Rede. Aber diese scheinbare Weitschweifigkeit findet in Pastors Zentralmotiv und der dadurch gebotenen Stoffauswahl seine Erklärung.

Noch auf eine letzte Folge der Pastorschen Gedankenwelt darf ich hinweisen: durch sie wurde das neue Päpstewerk eine umfassende Kulturgeschichte. Denn wie die Renaissance durchdrang auch die sie ablösende religiöse Erneuerung alle Lebensverhältnisse. Wer zu ihr Stellung nahm, mußte alle Gebiete des religiösen, politischen, sozialen, geistigen, literarischen Lebens beobachten und zu beeinflussen suchen. Wenn also Pastor diese Stellungnahme, diese Beobachtungsgabe und dieses Ringen nach Einfluß in den Vordergrund schob, wurde er auch unwillkürlich ein universellerer Geschichtsschreiber. Damit wäre er vor einem uferlosen Thema gestanden, wenn er es nicht nach einer anderen Seite wieder hätte begrenzen können. Erstens waren die vielen und verschiedenartigen Motive nicht zu jeder Zeit gleichmäßig wirksam. Durfte Pastor sie für keine Papstregierung völlig vernachlässigen, so treten doch in den einzelnen Pontifikaten die einen stärker, die anderen schwächer hervor und gestatteten deshalb eine ungleichartige Berücksichtigung. Zweitens verfolgt auf dieser breiten Grundlage Pastor im Wesentlichen nur die Kulturentwicklung in Rom und seiner unmittelbaren Nachbarschaft. So ließ sich der Stoff geographisch begrenzen und zugleich mit Pastors bodenständigen Erfahrungen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß Pastors Päpste ebensowenig einen Längendurchschnitt durch die ganze neuere Geschichte bilden wie die Rankes. Das Interesse Rankes erlöscht im Wesentlichen mit der Regierung Urbans VIII.; was er von den späteren Kirchenfürsten erzählt, sind kursorische Schlußbetrachtungen. Erst recht kann ich mir eine Fortführung des Pastorschen Werkes bis zur Gegenwart, selbst ganz abgesehen von der praktisch unlösbaren Aufgabe, nicht vorstellen. Sein natürliches Ende wäre der Abschluß der mit dem 15. Jahrhundert beginnenden, durch die Gegenreformation wesentlich geförderten und verallgemeinerten Erneuerung des Katholizismus; das ist ungefähr ebenfalls die Zeit des Westfälischen Friedens. Daß es aber Pastor vergönnt sein möge, wenigstens bis dahin seine Darstellung fortzuführen, diesen Wunsch darf auch der protestantische Historiker hegen.

Freiburg i. B. Gustav Wolf

Bücher und Schriften

Der lebendige Kalender. Ein Hilfsbuch zum täglichen Gebrauch des Gottesjahrs und anderer Namenkalender unter Mitarbeit mehrerer Freunde herausgegeben von Christian Geyer, Hauptprediger in Nürnberg. Rudolstadt, Greifenverlag 1927. 371 S. Geb. 8 M.

Schade, daß dies Buch so spät herauskam, daß wir es nicht mehr auf den Weihnachtstisch empfehlen konnten. Denn das hätte es verdient. Geyer unternimmt hier den Versuch, einen Namenkalender zu schaffen, der nicht mit dem laufenden Kalenderjahr veraltet. So führt uns das Buch ohne Nennung der Wochentage vom 1. Januar oder Wintermond bis zum 31. Dezember oder Christmond, und jeder Tag bringt einen Abschnitt über seinen oder seine „freilich manchmal auch recht unheiligen Tagesheiligen". Von jedem erhalten wir in knappen, aber mit Liebe gezeichneten Zügen ein Bild seines Schaffens und Sinnens; da stehen Männer und Frauen aus der Kirchengeschichte und aus der profanen Geschichte, fromme Meister der Dichtung und der bildenden Künste, Denker und Musiker, ein reicher Kreis von Gestalten, die uns zumeist — den Namen nach — bekannt sind. Wir erfahren etwas von dem Reichtum der Beziehungen, die das Leben dieser Männer mit den Nöten und Freuden ihrer Zeit verbunden hat, und wir hören, von woher diese Männer der christlichen Geschichte ihr Leben bestimmt sahen. So können sie in unsere Zeit hinein reden, und der Kalender wird so noch in einem zweiten Sinn lebendig.

Gewiß wird Mancher gern zu dem Buch greifen, das sich so vor den „Kalendern" auszeichnet. Ein alphabetisches Namenverzeichnis läßt einen schnell wieder finden, was man einmal las. Dazu ist die Aufmachung, Einband und Druck, so wohltuend geschmackvoll, daß man sich auch von da aus mit dem zunächst hoch erscheinenden Preise aussöhnt.

Bärenreiterjahrbuch 1927. Dritte Folge, herausgegeben von Karl Vötterle. Augsburg, Bärenreiterverlag. 64 S. Text, 49 S. Verlagsverzeichnis. 75 Pfg.

Das neue Jahrbuch stellt, im Vergleich zu dem vorjährigen, ein Bild des rührigen Verlages dar: im Laufe eines weiteren Jahres an Umfang und Inhalt reicher geworden. Es bietet aus der Feder zum Teil nicht mehr unbekannter Leute einige Aufsätze zur Lage: „Die Gegenwartskrise und die Musik des Mittelalters" von Oskar Dischner, „Sinn der musikalischen Erneuerungsarbeit" von Alfred Stier, „Singwochen und ihr Widerspiel" von Walther Hensel, Grundsätzliches zum Musizieren älterer Streichmusik von Müller-Blattau. Dazu kommen Wort und Bild Anna Schiebers und eine Würdigung ihrer Art, Bilder und eine Würdigung Karl Thylmanns, ferner Beiträge von Wilhelm Stählin, Christian Geyer und Wilhelm Thomas. Dazu eine Notenbeilage, den Weihnachtschoral „O Mensch, bewein dein Sünde groß" aus den Psalmen und Christlich Gesäng mit vier Stimmen auff die Melodeyen fugweiß componiert durch Hans Leo Haßler 1607, und, wie um zu zeigen, daß der Verlag das moderne musikalische Schaffen nicht vernachlässigt, drei Vertonungen von Martin Schlenfog. — Ein reiches Büchlein, das für den geringen Preis viel Anregung und Jedem etwas Erfreuliches bringt.

Wilhelm Wolff

Conrad Ferdinand Meyers Werke. „Eine Schauergeschichte" nannte jüngst der in Plauen erscheinende Vogtländische Anzeiger die Meyersche Novelle „Angela Borgia" und fragte verwundert, wer sich denn heute noch für die Borgia interessiere? Die beste Antwort könnte ihm der Verlag Meyers H. Haessel in Leipzig geben. Die genannte Zeitung würde mit großem Erstaunen sehen, daß die Zahl derer stetig im Wachsen ist, die sich nicht nur für Angela Borgia, die zarteste und schönste weibliche Gestalt Meyers, ein Geschöpf freier dichterischer Phantasie, interessieren, sondern auch für Pescara, seine innerlich reichste und reifste männliche Gestalt, und überhaupt für alle Werke Meyers. Die Stimmen der Literaturgelehrten, die Meyer unter die historischen Erzähler einreihen, sind längst still geworden, und der Vorwurf der Kälte und Blutleere ist verstummt; der Kenner weiß, daß die Geschichte bei Meyer nur Gewand ist für Persönliches und Innerlichstes. Das ist auch der Grund, daß seine Werke das Kommen und Gehen der Tagesgrößen überdauern, und wer Meyer schenkt, gibt ein Buch, zu dem der glückliche Empfänger imer wieder und wieder greift, ohne es auszuschöpfen.

Neben der billigen Gesamtausgabe zu 26.90 M. (Pappbände) sei als dauerhafter und geschmackvoller die Taschenausgabe in 14 blauen Ganzleinenbänden zu 41.50 M. und die Oktavausgabe in acht grünen Ganzleinenbänden zu 46 M. empfohlen. Einzelausgaben zu 1.20 bis 3.20 M. (Pappband), bezw. 2 bis 4.50 M. (blau Ganzleinen). Daneben bestehen noch Ausgaben in kostbarerer Ausstattung.

Hans Weichelt

Goethes Morphologische Schriften. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Trott. Band 1 der Sammlung Gott-Natur. Schriftenreihe zur Neubegründung der Naturphilosophie, herausgegeben von Wilhelm Rößle. Jena, Eugen Diederichs 1926. 487 S. 15, geb. 18.50 M.

Für Stunden der Muße und Selbstbesinnung kann man dem Kunst und Natur liebenden, religiösen Leser die vorliegende Auswahl aufs wärmste empfehlen. Auf die große neue Goethe-Ausgabe gestützt, hat sie vor dieser ein umfassendes Illustrationsmaterial (37 z. T. farbige Tafeln, 91 Abbildungen im Text) voraus, das z. T. von Goethes eigener Hand stammt und das Verständnis der Texte in glücklicher Weise fördert. Vorangestellt ist auf etwa 100 Seiten eine wuchtige Einleitung, die nicht nur eine sorgfältige Analyse der nachfolgenden Schriften bietet, vielmehr zu den letzten Tiefen der Produktion Goethes vorzudringen versucht.

Es wäre eine überaus reizvolle Aufgabe, an der Hand dieser Schrift und der sonst vorhandenen Literatur ein Bild der Goetheschen Morphologie zu zeichnen und die unverwüstliche Anregungskraft, die ihr noch heute nach einem Jahrhundert gewaltiger wissenschaftlicher Forschung innewohnt, verständlich zu machen. Das sei einer berufeneren Feder überlassen. Sicher ist, daß wer eine Naturphilosophie anstrebt, die mehr bieten soll, als logische und methodologische Grundlagen der Naturwissenschaft, gut tut, bei Goethe einzusetzen. Denn der Dichter besaß in seinem Blick für Individualität und lebendige Gemeinschaft, für Einfachheit der Formgesetze und der Gestaltbildung einen eigenen Weg zum Verständnis der Natur. Immer wieder freilich gerät man ins Staunen, wenn man im Einzelnen dem nachgeht, wieviel Zeit er seinen Naturstudien gewidmet, in seiner Weise nicht minder mühsam als der Fachmann der Natur bis ins Kleinste hin nachgespürt und die vorhandene Forschungsarbeit sich zunutze gemacht hat. Im Sinne Goethes hat die geniale Intuition der „Idee" ein Recht nur im Zusammenhange mit umfassender Empirie. „Nicht also durch eine außerordentliche Gabe des Geistes, nicht durch eine momentane Inspiration, noch unvermutet und auf einmal, sondern durch ein folgerechtes Bemühen bin ich endlich zu einem so erfreulichen Resultat gelangt" (S. 206). Aber darauf muß allerdings im Sinne Goethes sehr großes Gewicht gelegt werden — mehr als es bei Trott S. 6 f. geschieht —, daß ihm auch wissenschaftliche Entdeckungen gelangen, die sich vor dem Urteil unparteiischer Forschung bewährten. Er sah in diesen Erfolgen, die er vielfach höher schätzte, als seine dichterischen, die Gewähr dafür, daß ihm wirklich die Natur einen Einblick in ihre Geheimnisse vergönnt habe, und das fiel ihm, wie allgemein bekannt, mit einer Enthüllung der Gottheit selbst zusammen.

Trott findet „das zentrale Geheimnis von Goethes Persönlichkeit in seiner religiösen Haltung, die ihm entschieden gebietet, sich vor dem geheimnisvollen Urgrund alles Seins in Ehrfurcht zu beugen" und läßt die Goethe eigene Symbolik zumal in seinem Alter sich zum Gleichnis des Unerforschlichen steigern (S. 7. 99 ff.). Daran ist gewiß etwas Richtiges: wo Goethe mit Ernst und in innerer Ergriffenheit redet (und das geschieht oft; im Alter in steigendem Maß), da fehlt wohl nie der religiöse Grundton. Aber selten genug verstärkt sich dieser Ton so sehr, daß man, wie in aller echten Erlösungsreligion, nur noch ihn allein hört; Goethes Religion bleibt im Ganzen Natur- und Welt-gebunden. Allerdings bestehen hier Unterschiede der Nuance; Trott hat der Spinozistischen Identifizierung von Gott und Natur (Deus sive natura), welche für Goethes Frühzeit charakteristisch ist, für die Spätzeit eine Nebeneinanderstellung von Gott und Natur (Deus et natura) folgen lassen. Daß hiermit eine wirklich vorhandene Veränderung in dem Denken des Dichters richtig getroffen ist, wird sich nicht bezweifeln lassen, aber der Umfang und die Tragweite der Änderung bedarf noch genauerer Feststellung und ebenso ihre Gründe. Daß dabei die durch Schiller verstärkte Einwirkung Kants auf Goethe in Anschlag zu bringen ist, hat Trott (wie Andere vor ihm) richtig gesehen, aber man wird auch das stärkere Hervortreten der ethischen neben den ästhetischen Interessen sowie die aus Goethes Studien herauswachsende konkretere Auffassung der Natur in Rechnung zu stellen haben.

So regt Trotts Schrift dazu an, über sie hinauszudenken, und dafür gebührt dem Autor nicht minder Dank wie für die mancherlei wertvollen Gesichtspunkte, die er selbst uns eröffnet.

Arthur Titius

Naturwissenschaft, Weltanschauung, Religion. Von Johannes Reinke. Freiburg, Herder. 2. und 3. Auflage. 175 S.

Wenn ein Biologe vom Range Reinkes, der während seines langen Lebens nie geforscht hat, ohne andächtig sich in das Gebiet der Erscheinungen zu versenken und über dem Phänomen des göttlichen Urhebers zu gedenken, über das Verhältnis von Naturwissenschaft und Religion schreibt, wird man aufhorchen und dankbar die Fülle des Dargebotenen entgegen nehmen. Wie Karl Ernst v. Baer ist Reinke der Überzeugung, daß das höchste Wesen, vor dem er sich als Naturforscher ehrfürchtig neigt, nicht verschieden ist von der Gottheit, zu der die Christenheit betet. Das Diesseits ist voll lebendiger Wunder, einfach hinzunehmen, doch fordernd, daß sich der Blick erhebe zu einem höchsten, der Natur übergeordneten Subjekte, dem Schöpfer Himmels und der Erden, der das Universum denkt. Notwendigkeit und Naturgesetz, dem der Stoff, Atom und Elektronen, in vollendeter Unbedingtheit gehorchen, ist nach ihm für den Naturforscher dasselbe, was der Wille Gottes für den Frommen. Solange der Naturwissenschaftler Naturwissenschaft treibt, ist seine Aufgabe, die Welt denkend zu bewältigen, ohne den Gottesbegriff als „Arbeitshypothese" einzuführen. Und doch führt ihn sein Studium mit innerer Notwendigkeit zu Gott hin, wenn in ihm angelegt ist ehrfürchtiges Ahnen und demütige Liebe zum über-natür-

lichen Geheimnis. Wie die Gottheit selbst allem menschlichen Begreifen entrückt ist, so ist auch die Art ihrer Wirksamkeit in der Welt kein naturwissenschaftlich lösbares Problem. Und doch zwingt sie selbst als gestaltete Erscheinung über sich hinauszugehen.

Reinke meint, aus der Ordnung und Planmäßigkeit der Natur einen Analogie-Schluß ziehen zu dürfen auf einen persönlichen Gott und will so den Weg erschließen zu einer „natürlichen Religion". Wer aber durchdrungen ist von dem Glauben, daß unsere Welt kein „rationaler Gedanke Gottes" ist und daß darum die Welt auch nie von einer rationalen Wissenschaft restlos erfaßt werden kann, daß sie vielmehr ihrem Wesen nach irrational ist, und daß die Welt weiter ist, als die Naturwissenschaft sehen kann, auch wenn sie durch eine Metaphysik die Grenze des Seins hinausrückt, wird einverstanden sein können mit dem, was Reinke über Naturwissenschaft und Weltanschauung sagt und doch das Wesen der Religion größer fassen wollen. Das Gebiet des Sollens und der Werte ist nicht einzugliedern in die Natur, und die eigentlich religiösen Probleme der Sünde und der Erlösung von ihr und aller Naturgebundenheit ist einer naturwissenschaftlichen Betrachtung und wohl auch einer „natürlichen Religion" nicht zugänglich. In sich, dem sündigen Menschen, Gott zu erfahren, ist Gnade, und andererseits wird der fromme Mensch bei jeder Arbeit und überall seinen Gott zu finden vermögen, unabhängig von jeder Wissenschaft. Dankbar aber wollen wir sein, wenn uns von sachkundiger Seite gezeigt wird, wie gerade auch von der Naturwissenschaft ein Weg zu Gott führt und darum gern zu dem Buche greifen. Bernhard Hell

Vom öffentlichen Geheimnis des Lebens. Von Christoph Schrempf. Stuttgart, Frommann. 2. Aufl. 1925. 213 S. 4.50, geb. 6 M.

In drei Kapiteln „Der Heiland" „Von Gott" „Vom ewigen Leben" legt der einsame schäbische Denker seine Welt- und Lebensanschauung dar, der er selbst ausdrücklich das Prädikat „Christentum" abspricht. Trotzdem haben seit fünf Jahren gewiß auch manche Christen von diesem Buch, das nun erfreulicherweise eine zweite (unveränderte) Auflage erlebt, reichen Gewinn gehabt. — Heiland kann für Schrempf nur eine Persönlichkeit sein, die in sich reinste Menschlichkeit und die höchste Lebensweisheit, nämlich Sanftmut, Demut, Liebe, verkörpert. Um in Jesus diesen Heiland zu finden, muß sich Schrempf erst mühsam und, wie mir scheint, oft gewaltsam durch neutestamentliche Überlieferungsschichten durcharbeiten, die von Jesus ein wesentlich anderes, im Ganzen, wie er meint, unerträglich widerspruchsvolles Bild geben würden. Schrempf hält es für möglich, hinter diesen Trübungen und Verzerrungen — namentlich alles Wunderhafte, Messianische und Eschatologische gehört ihm dazu, aber auch alles, was Jesus als den Erneuerer oder Stifter irgendeiner Religion erscheinen läßt — den Jesus zu finden, der ein wirklicher Heiland war, nämlich „ein schlichter, guter, klarer, freier, tapferer und dadurch auch großer Mensch", der nichts Anderes wollte als helfen und mit der Kraft seiner unbedingten Liebe auch wirklich helfen konnte. Daß ihn diese Liebe, die in ihrer Freiheit und Tiefe von den Meisten gar nicht verstanden werden konnte, ans Kreuz gebracht hat, beweist ihre Überlegenheit und Echtheit. Daß dieser Jesus nur das Spiegelbild dessen sein könnte, „was ich selber gern wäre und nicht bin", und dann also nicht der geschichtliche Jesus wäre, sagt Schrempf selber ausdrücklich, erklärt aber zugleich, daß diese Frage für ihn kein entscheidendes Gewicht habe.

Wenn so alles Mysteriöse aus dem Heilandsbild ausgeschieden wird, so weiß Schrempf natürlich doch wohl, daß eine solche Persönlichkeit selbst das größte Mysterium wäre. Er ist kein Rationalist. Im Irrationalen des Lebens und der Welt offenbart sich ihm Gott und nur hier. Gott ist das Unmögliche, das jeden Augenblick wirklich wird, das Erleben des Lebens mit dem Schauer des Todes, zweideutig und widerspruchsvoll in seinen Offenbarungen, keine Gemeinschaft und kein Vertrauen zulassend, den Menschen mit einem Gefühl unheimlicher Sachlichkeit erfüllend, worin Lust und Leid und überhaupt alles Persönliche untergehen, eben damit aber in ihm das wahre Leben pflanzend. Jesus hat diese Wirklichkeit Vater genannt; Schrempf fühlt sich dazu nicht imstande, jedenfalls noch nicht. — Aber er glaubt, daß das so im Menschen begründete Leben höherer Art nicht so unvollendet abbricht, wie es auf Erden immer erscheint, sondern sich vollendet zu einem Leben „mit erhöhter Fähigkeit und Leidenschaft des Denkens und des Dienens", zu vollkommenem Einblick in das Geheimnis des Lebens und vollkommenem Verstehen zuvor unverstandener Menschen, das ist: zu ewigem Leben (wobei ewig keine Dauer bezeichnet). Zu diesem Glauben an ein ewiges Leben hat Schrempf zureichende Gründe, aber keine Beweise, die ihn zum Wissen machen würden. Doch weiß ja auch die Wissenschaft nicht, was in Geburt und Tod eigentlich geschieht. Die Fähigkeit des Menschen, sein körperliches Leben mit vollem Bewußtsein für ideale Ziele aufs Spiel zu setzen, beweist immerhin, daß der Mensch mehr ist als sein körperliches Leben. Indem Schrempf betont, daß dieser Unsterblichkeitsglaube nicht aus Lebensfreude, sondern aus Lebensmut entsprungen sei, und daß er von der Fortsetzung des Lebens auf höherer Stufe, jedenfalls zunächst, nur verschärften Kampf erwarte, wird noch einmal deutlich, daß der Grundton dieser ganzen Weltanschauung die Schwermut ist, aber eine tapfer getragene, zu kräftigem Lebensmotiv werdende Schwermut.

Damit mag zugleich auch angedeutet sein, welcher Art Menschen aus diesem Buch in Aneignung und Ablehnung Lebensförderung holen können und welche es besser ungelesen lassen.

Paul Stierle

Das Volk der Religion. Von Studiendirektor Dr. Hermann Tögel. Leipzig, Julius Klinkhardt. 4. Aufl. 1925. 220 S. Geb. 7.80 M.

Der Herr der Menschheit. Von demselben. 4. Aufl. 1925. 290 S. Geb. 10 M.

Der Religionslehrer, der weder unter der Herrschaft des Bibelbuchstabens zu unterrichten vermag noch mit einer Auflösung der biblischen Einfalt in allzu reiche Phantasie und Psychologie sich befreunden kann, findet in Tögels Büchern ein ausgezeichnetes Hilfsmittel, das von beiden Klippen fern bleibt. Die Arbeit der protestantischen Theologie und die Anwendung der historischen Methoden auf die Bibel ist in Tögels Werken zu ihrem vollen Recht gekommen. Aber sie zeigen zugleich, daß diese Theologie auch heute noch imstande ist, den Weg zum ahnenden Erfassen der letzten Wahrheiten freizulegen, wenn ihre Arbeit mit ehrfurchtsvollem Herzen getan wird. Unter der Fülle von Hilfsmitteln für den alt- und neutestamentlichen Unterricht ist mir keines begegnet, das an wissenschaftlicher Gediegenheit und praktischer Brauchbarkeit für die kleine Dorfschule wie für städtische Verhältnisse diesen beiden Büchern Tögels gleichstünde. Auch beim Bibellesen in der Familie und in Vereinen können sie wertvolle Dienste leisten. Paul Stierle

Was ich im Morgenlande sah und fand. Von J. W. Ernst Sommer. Bremen, Verlag des Traktathauses 1926. 259 S. 12 Abbildungen. 5.50 M.

Das anspruchslose Buch erfüllt sein Versprechen, die Sprache der Bibel aus dem Milieu seines Ursprungslandes besser verstehen zu lehren. Der Verfasser erzählt anschaulich und lebhaft und weiß mit Geschick zahlreiche Bibelstellen seinem Selbsterlebnis zu verknüpfen. Sonntagsschulen und Bibelkreisen darf das Buch empfohlen werden. Allerdings fußt die Darstellung auf den Verhältnissen der Vorkriegszeit, was in diesem speziellen Fall kein unbedingter Nachteil zu sein braucht. Paul Schütz

Erlebnisse eines Pfarrers aus 36jähriger Dienstzeit oder Die Aufhebung der Pfarrstelle in Landschaftspolder. Ein Stück Kirchengeschichte Ostfrieslands aus der Revolutionszeit. Von Philalethes. Göttingen, Hubert und Co. 1926. 155 S. 3 M.

Der 26jährige cand. theol. Dr. Wilhelm Nordbeck wird im Jahre 1886 als Pfarrer in Landschaftspolder im Kreise Weener in Ostfriesland eingeführt. Die Gemeinde zählt 300 Seelen, 50 bis 55 Familien, darunter 18 Bauernfamilien mit 75—80 Seelen. Die Bauern aber beherrschen die Gemeinde infolge ihrer wirtschaftlichen Übermacht, des Schwergewichts der Tradition und ihrer Geschlossenheit. Der Pfarrer lebt während der ersten Jahrzehnte mit der ganzen Gemeinde in Frieden, ja in einem recht guten Einvernehmen. Zu einem scharfen Konflikt mit dem größeren Teile der Bauern kommt es wegen der verschiedenen Einstellung zur Landarbeiterfrage. Der Pastor stellt statistische Erhebungen an über die Wohn- und Lebensverhältnisse der Landarbeiter, die unter anderem in „Evangelisch-Sozial" veröffentlicht werden, und er unterstützt die Arbeiter tatkräftig in ihrem Bestreben, eigene Heimstätten zu erwerben. Diese Bestrebungen bleiben ergebnislos im alten Staate trotz der Unterstützung einiger einflußreicher wohlmeinender Persönlichkeiten. Ein Anfang mit der Landarbeitersiedlung wird erst unter dem Landwirtschaftsminister Braun gemacht. Nach der Revolution wird auch der Pfarrer, obwohl er politisch gar nicht hervortritt, sogar nicht einmal einer Partei angehört (er war früher Mitglied der Naumannschen nationalsozialen Partei gewesen), durch das Vertrauen der — mehrheitssozialistischen, unabhängigsozialistischen und kommunistischen — Arbeiter in den Kreistag und in den Kreisausschuß gewählt. Je größere Fortschritte die Landarbeitersiedlung macht, desto wilder wird die Agitation einiger Führer der Bauern gegen den Pfarrer. Im April 1919 finden in Ostfriesland — wie in vielen anderen Teilen Deutschlands — Lebensmittelunruhen statt. In der Gegend von Landschaftspolder zieht auch ein Trupp von etwa 200 Arbeitern aus verschiedenen Orten von Bauernhof zu Bauernhof und fordert Speck usw. In einigen Fällen, wo die Arbeiter Widerstand finden, kommt es zu Gewalttätigkeiten. An diesen Umzügen sind auch einige wenige Mitglieder des „Christlichen Arbeitervereins (im Verband evangelischer Arbeitervereine) für Ditzumerverlaat und Umgegend" beteiligt, dessen Vorsitzender Pfarrer Nordbeck und dessen stellvertretender Vorsitzender der Ortspfarrer von Ditzumerlaat ist. Die Bauern benutzen die Vermittlung des Pfarrers zu einem Vertrage zwischen ihnen und der Gewerkschaft der Landarbeiter, wodurch sie sich vor Wiederholung solcher Ausschreitungen zu sichern suchen. Bald darauf aber, und zwar nach den Kreistagswahlen, beginnt eine wüste Agitation gegen ihn, die ihn verdächtigt, er habe die Unruhen veranlaßt. Von da an betreiben seine Gegner seine Entfernung aus dem Amte.

Diese Vorgänge bekommen ihre kirchengeschichtliche Bedeutung hauptsächlich durch die Stellungnahme der Kirchenbehörde. Im Jahre 1907, also nach mehr als 20jähriger Dienstzeit, erhält der

Pfarrer eine „Warnung" vom Konsistorium, weil er in einer konservativen Wahlversammlung, in der der Redner die Sozialdemokraten als solche als „verlorene Seelen" bezeichnet hatte, zu einer sachlicheren Kampfesweise ermahnt hatte, weil sein „Auftreten bei den Versammelten den Eindruck hervorrufen mußte, Sie redeten als Anwalt der Sozialdemokratie". Eine Beschwerde über diese Disziplinierung bei der übergeordneten Behörde — das war für die hannoversche Landeskirche damals der preußische Kultusminister — wird als unbegründet zurückgewiesen. Bei dem letzten Kampf der Mehrheit der Bauern gegen den Pfarrer beschränkt sich das Konsistorium auf Ermittlungen und Erhebungen über die gegen den Pfarrer vorgebrachten Beschuldigungen und, nachdem deren Unhaltbarkeit erwiesen ist, auf Mahnungen zur Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit an den Pfarrer, der Niemanden angegriffen oder beleidigt hat. Als auf diese Weise der Friede nicht herzustellen ist und das Konsistorium keinen anderen Weg sieht, den Pfarrer aus seiner Gemeinde, deren (wirtschaftlich abhängige und deshalb völlig einflußlose) Mehrheit bis zuletzt hinter ihm steht, zu entfernen, wird im Jahre 1922 durch Kirchengesetz die Kirchengemeinde Landschaftspolder aufgehoben, die bisherige Gemeinde mit der Gemeinde von Ditzumerverlaat unter einem Pfarramt vereinigt und Pfarrer Nordbeck in eine andere Gemeinde versetzt. Die kirchliche Versorgung von Landschaftspolder aber wird einem Hilfsprediger übertragen, „der möglichst ständig dort angestellt werden soll". Bereits nach drei Jahren tritt die Kirchenbehörde für Wiedererrichtung der aufgehobenen Pfarrstelle ein. Die noch bestehenden Widerstände im preußischen Unterrichtsministerium werden voraussichtlich bald überwunden sein.

Diese Ereignisse erzählt „Philalethes" unter Mitteilung aller einschlägigen Akten in einer so ruhigen, sachlichen, leidenschaftslosen Weise, daß der Leser imstande ist, die aufregenden, z. T. empörenden Tatsachen selbst um so stärker auf sich wirken zu lassen. Man sieht, wie es noch in unseren Tagen einem Pfarrer ergehen kann, der kein anderes Recht für sich verficht als das, nach seinen Kräften, in gesetzlicher, geordneter Weise, den wirtschaftlich schwächsten Gliedern seiner Gemeinde und der Nachbargemeinden zu einem menschenwürdigeren Dasein zu verhelfen. Es ist dem Verfasser, der, wie man aus der Schrift leicht erkennt, dem Pfarrer Nordbeck nahe steht, zu danken, daß er mit der Veröffentlichung gewartet hat, bis die Ereignisse historisch geworden sind. Denn es liegt nichts daran, einen aufregenden „Fall" vor die Öffentlichkeit zu bringen. Aber Alles liegt daran, daß die „Kirche" aus dem, was geschehen ist, lernt. Georg Schümer

Liturgische Feiern. Sechzehn erprobte Entwürfe. Von Emil Ott. Bücherei der Christlichen Welt. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1926. 156 S. 4 M.

Wenn Ott den Satz aufstellt: „Man sollte den Erfolg unbedingt maßgebend sein lassen in einer Zeit, wo alle nur angängigen Mittel, unser Volk wieder in die Kirche zu bringen, recht sein müssen", und wenn er nun berichten kann, daß trotz des ungünstigen Bodens in Wiesbaden „die abgehaltenen Feiern Anklang gefunden und den Kirchenbesuch beträchtlich gehoben haben", so stellt er damit selbst sachlich das Gute fest, das keine Kritik seinen „erprobten Entwürfen" nehmen kann. Er fordert aber zugleich die Kritik derjenigen heraus, die mit guten Gründen überzeugt sind, daß gerade die liturgische Feier in gar keiner Weise Mittel zu etwas werden darf, sondern als Selbstzweck aus sich selbst und in sich selbst leben muß. Eben deshalb kann man auch niemals Liturgien zusammenstellen, wie Ott es versucht; sie sind sonst eben — zusammengestellt. Sondern erst da, wo ein Kreis von Menschen wieder Auge und Ohr für Gott bekommt, kann nun einer von ihnen, der die liturgische Gabe hat, Formen bilden, in denen dieser Kreis als eine Gemeinde Gott anbetet, sich in die Welt der göttlichen Lebensgeheimnisse versenkt, mit ihrem Gott handelt. Alles Andere bleibt letzten Endes doch „Aufführung", vielleicht wie bei Ott sehr feine und bis auf wenige Geschmacklosigkeiten (das Schaflied von Gerok, Orgelvariationen über „Ich hatt' einen Kameraden") einwandfreie Aufführung, von der in der Gemeinde vielleicht noch lange geredet wird, aber eben doch Aufführung und Zusammenstellung von Material, bei dem der Gedankenfaden der Aufreihung nur allzu sichtbar wird. Dieses Material wird dann wie bei Ott notwendig so schwer und gehäuft, daß gerade dem Aufmerksamen und Ernsten das Folgen schwer fällt. Die Gefahr des angeregten Abirrens der Gedanken wird praktisch noch gesteigert durch die sehr geringe Beteiligung der Gemeinde. Mag der Diakon als „Stimme der Gemeinde" dem praktischen Liturgen ein noch so bequemes Hilfsmittel sein, er ist so wie Ott ihn verwendet (Ottos Idee der Sache ist meines Erachtens eine sehr andere!) geradezu der Tod der liturgischen Feier, wo nicht mehr wie im katholischen Gottesdienst das gegenwärtig sich vollziehende Mysterium die Herzen der Gemeinde in Bann hält.

Diese grundsätzliche Kritik schmälert keineswegs das bereits festgestellte Verdienst Otts, das durch seine Beibringung wertvollen liturgischen Gutes und durch manche glückliche liturgische Formung im Einzelnen noch vergrößert wird.

Werner de Boor

Die Seelsorge in der Evangelisation. Von Ludwig Henrichs. Berlin-Dahlem, Wichernverlag 1926. 30 S. 70 Pfg.

Dieser stilistisch zuweilen etwas ungewandte Vortrag zeigt eindrucksvoll die Möglichkeiten seelsorgerlichen Wirkens in der Evangelisation: nämlich in der evangelistischen Verkündigung, in der Sprechstunde, in der Nachversammlung, an Neugewonnenen. Zum Schluß werden die Voraussetzungen gedeihlichen Wirkens in der Persönlichkeit des Seelsorgers selbst besprochen. Freunden der Evangelisation wird diese Schrift willkommen sein.

Gustav Mensching

Die sieben Worte am Kreuz. Predigten von K. Stockmeyer. Basel, Helbing und Lichtenhahn 1926. 86 S. 2.40 M.

Sieben schlichte Predigten meditativen Charakters ohne große Gedankentiefe und persönliche Eigenart, aber dennoch ansprechend und im besten Sinne erbaulich. Gustav Mensching

Im Jahreslauf. Mappe 1: Deutscher Frühling. Zehn Schwarzweißzeichnungen von Wilhelm Thiele. Neumünster i. H., Christophorus-Verlag, o. J. 2.50 M.

Wilhelm Thiele zeigt sich hier seiner Begabung gemäß unbefangener als in seinen „Biblischen Bildern". Es sind ansprechende Schwarzweißzeichnungen aus dem Leben der Landschaft und des Dorfes. Der abendliche Geiger vor dem Kirchhofstor hätte keine Beischrift erhalten sollen; diese kann nur abschwächen. Und muß die Dorfkirche gerade gotisch sein? Dann müßte sie wenigstens noch älter aussehen. Der Autor sieht noch zu viel von außen her, nicht die reinen Landschaften, aber das Belebend-Menschliche. Auch das religiöse Kleinbild wird dies nur durch Verinnerlichung und Einfalt.

Adler-Kunstmappe. Nr. 1: Fünf biblische Bilder. Federzeichnungen von Wilhelm Thiele. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, o. J. 4 M.

Die Reihe der Kunstmappen, die die vorliegende von der Hand Wilhelm Thieles eröffnet, ist nach Jesaja 40, 31 benannt. Illustriert werden Psalm 1. 73. 128. Matthäus 5, 1—10. Philipper 2, 5—11. Das Vorbild Ludwig Richters ist sehr erkennbar. Aber jene traulich fromme Lebensstimmung ist, soweit sie sich überhaupt noch erhalten hat, heute auf enge Kreise beschränkt. Der Autor ist zum Genrebild befähigt; an Metaphysisches sollte er sich nicht wagen. Christus als Schäfer, die auf- und absteigenden Vögel, das Kreuz im Hintergrund, die zu Hilfe genommenen Inschriften — das sind Einzelheiten zu Philipper 2, 5—11, ergibt aber kein Bild. Rudolf Günther

Nachlese zu Hoff-Budde „Adrian Ludwig Richter, Maler und Radierer, Verzeichnis seines gesamten graphischen Werkes". Zusammengestellt von Karl Budde, zumeist nach Beobachtungen seiner Mitarbeiter. Verlegt bei G. Ragoczys Buchhandlung, Freiburg i. B. 1926. 24 S. Großoktav. (1.20 M., zu beziehen vom Verleger.)

Dieser Titel bedarf kaum weiterer Erläuterung. Ich bin froh und dankbar, daß ich diese umfassenden Ergänzungen und gelegentlichen Berichtigungen konnte erscheinen lassen — mit Unterstützung des Kunstmuseums der Stadt Essen — Sinn und Wert haben sie nur für den Besitzer des im Titel genannten Hauptwerkes (1922 im gleichen Verlag, XVI und 488 Seiten), d. h. für die große Zahl der Sammler der Werke Ludwig Richters. Vielleicht erreicht auch hier diesen und jenen die Kunde vom Erscheinen dieser Nachlese. Karl Budde

---

Das Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften

1

Es ist sehr rasch wieder ruhig geworden über das Gesetz, das vor wenigen Wochen noch in aller Munde und in allen Zeitungen war. Vielleicht deshalb, weil die letzten Beratungen noch unerwartete Konzessionen nach verschiedenen Seiten brachten und die Ausführungsbestimmungen diese unterstrichen und erweiterten; vielleicht deshalb weil unberechtigterweise die Erregung über den Entwurf aufs höchste gestiegen war und nun bei zunehmender Einsicht notgedrungen umso schneller wieder verebben mußte. Übrig geblieben ist ein Tatbestand, der gewiß keinen Schaden, aber wahrscheinlich auch wenig Nutzen bringen wird, und man fragt sich: War dieses farblose Kompromißprodukt all die Erregung und Vorarbeit wert?

Es handelt sich darum, der Schundliteratur Einhalt zu tun; aber schon hier ist, wenn die allgemeine Freiheit der Meinungsäußerung gewahrt werden soll, eine Einschränkung vorzunehmen; nur von der Jugend bis zum 18. Jahr soll diese minderwertige Literatur ferngehalten werden. Wir sehen im Geiste die Schaufenster der Winkelgeschäfte, die neben Zigaretten und Briefpapier und Kleiderstoffen und Spitzen und Kaffeetassen die kleinen bunten Hefte vertreiben mit aufreizenden Bildern und nie abgeschlossenem Inhalt und sehen Erwachsene und

Kinder Titel und Bilder eifrig studierend vor den Schaukästen stehen. Es ist kein Zweifel, daß diese Auslagen unser Straßenbild schänden und die Vorübergehenden zum Kaufen verlocken, und dann in Phantasie und Willen der Leser großes Unheil anrichten. Deshalb bestimmt der § 1 Abs. 2 des Gesetzes, daß solche Schriften weder ausgestellt noch feilgeboten, noch angekündigt werden dürfen, weder im stehenden Gewerbe, noch im Umherziehen. Aber schon taucht eine Schwierigkeit auf: Werden sie von Personen über 18 Jahren verlangt, ist der Verkauf frei; nur Jugendlichen unter 18 Jahren dürfen sie nicht überlassen werden. Um diesen 3. Absatz des § 1 durchzuführen, wäre es notwendig, bei jedem Einkauf den Geburtsschein zu verlangen und dann auch noch Gewißheit zu haben, daß er dem Käufer auch wirklich gehört; und darüber hinaus muß beachtet werden, daß, solange es Schundliteratur überhaupt gibt, sie nach Vollendung des 18. Lebensjahrs unbeschränkt gekauft und in Schule und Haus, Werkstatt und Geschäft ungehindert verbreitet werden kann. Jedenfalls ist eine Sicherheit dafür, daß die Jugend solche Schriften nicht mehr liest, durch das Gesetz nicht gegeben; nur die offene Verführung ist geringer und das Straßenbild ist sauberer geworden; und das darf als Fortschritt gebucht werden.

Neue Schwierigkeiten tauchen auf: Was ist Schund und Schmutz? Alle Beratungen und Versuche einer Definition haben zu keinem Ergebnis geführt, und was blieb schließlich Anderes übrig, als auf eine genaue Bezeichnung der Literatur, die man treffen wollte, zu verzichten? Man kann darin einen großen Mangel des Gesetzes sehen, das einerseits starre Vorschriften geben will und in der Zentralfrage doch mehr oder weniger im Dunkeln tappt. Gewiß weiß oder ahnt oder fühlt schon jeder, welche Schriften gemeint sind; aber ein Gesetz müßte doch exakter und auch mutiger vorgehen und eindeutig den Feind bezeichnen, den es treffen will. Auch die offizielle Notiz befriedigt nicht, die besagt, daß sich sehr bald an Stelle der fehlenden Begriffsbestimmung eine konstante Praxis herausbilden würde, die sich an die bisher übliche Kennzeichnung anschließen könnte:

> Als Schund- und Schmutzschriften sind die für die Massenverbreitung bestimmten Schriften zu betrachten, die ohne künstlerischen oder wissenschaftlichen Wert sind, die aber nach Form oder Inhalt verrohend oder entsittlichend wirken oder von denen eine schädliche Wirkung auf die sittliche, geistige oder gesundheitliche Entwicklung oder eine krankhafte Überreizung der Phantasie der Jugendlichen zu besorgen ist.

In dieser Formulierung liegen einige Merkmale — Massenverbreitung, Fehlen des künstlerischen oder wissenschaftlichen Wertes, Überreizung der Phantasie, verrohende Wirkung — die zur Verwendung in einer Definition wohl tauglich gewesen wären.

Ein weiteres Bedenken: Wer hat über die Einordnung einer Schrift in die Schundliteratur zu entscheiden? Neben den vielen „Sachverständigen", die dafür in Frage kommen, müßte man eigentlich den „anständigen Menschen" als solchen stellen, der, gerade weil das Gesetz keine Begriffsbestimmung bringt, am richtigsten erfaßt, was von der Jugend fernzuhalten ist. Dabei ist es dann gleichgültig, ob der Betreffende Lehrer oder Arzt oder Buchhändler oder Verleger oder Fabrikarbeiter oder Pfarrer oder Minister ist. Der Gesetzentwurf wollte in den Prüfstellen die Kirche besonders berücksichtigen — Einfluß des Zentrums in den Reichstagsberatungen! — der Sturm gegen den Entwurf richtete sich vor allem gegen diese Bevorzugung; und so sieht die endgültige Fassung neben dem beamteten Vorsitzenden acht Sachverständige vor, die zu je zwei aus den Kreisen der Kunst und Literatur, des Buch- und Kunsthandels, der Jugendwohlfahrt und Jugendorganisationen, der Lehrerschaft und Volksbildungsorganisationen zu entnehmen sind. Als „sachverständig" sind die Vertreter dieser Gruppen gewiß zu bezeichnen, ob der Einzelne in jedem Fall das Herz auf dem rechten Fleck hat, bleibt abzuwarten. Wichtiger als der Sachverstand ist jedenfalls der Herzenstakt.

Eine besondere Besorgnis lag für alle Parteien darin, daß Schriften wegen ihrer politischen Tendenz auf die Verbotsliste gesetzt werden könnten. Je nach Zusammensetzung der Prüfstellen könnte die Anhängerschaft einer Partei oder Richtung geschädigt werden. Der fünfte Absatz des § 1 bestimmt deshalb, daß eine Schrift nicht wegen ihrer politischen, sozialen, religiösen oder weltanschaulichen Tendenz als solcher beanstandet werden darf. Wegen der Einmütigkeit aller Parteien in diesem Punkt konnte das Gesetz hier so eindeutig gefaßt werden; andernfalls wäre es Ursache zu endlosen Prozessen und parlamentarischen Unruhen geworden.

Schließlich erregten sich die Geister wegen der Frage: wie viele Prüfstellen sind zu errichten? Wer nicht mit Länder- oder Partei-Sonderinteressen behaftet ist, wird an nichts Anderes als an eine einheitliche Reichsprüfstelle denken; denn die Unhaltbarkeit des Zustands, daß jenseits einer Landesgrenze erlaubt ist, was diesseits verboten ist, leuchtet sofort ein, zumal wenn man bedenkt, daß ein jenseitiges Geschäft mit dem diesseitigen Verbot Reklame machen könnte. Auch die Lösung, daß die Entscheidung einer Landesprüfstelle Reichsgültigkeit haben sollte, war nicht befriedigend: Angst vor München, das eines Tages für das ganze Reich den Helmut Harringa verbieten, und Angst vor Berlin, das die schmutzigste Schrift für das ganze Reich erlauben könnte. Deshalb brachte das Gesetz in der endgültigen Fassung den Ausweg der „mehreren Reichsprüfstellen, die im Einvernehmen mit den Länderregierungen vom Reich nach Bedarf errichtet werden und deren Entscheidungen Reichsgültigkeit haben." Die Ausführungsbestimmungen gehen auf diesem Weg (im Gegensatz zu den früher vorgesehenen Länderprüfstellen) noch weiter und bestimmen, daß zunächst nur zwei Prüfstellen in Berlin und München und eine Oberprüfstelle in Leipzig (einem einigermaßen unumstrittenen Ort) errichtet werden sollen. Die Einmütigkeit der Mitglieder der Prüfstelle bei Aufnahme einer Schrift in die Liste ist nicht verlangt worden, obgleich sie vielfach bei den Beratungen gefordert wurde, um Mißgriffe zu vermeiden; es genügt das übereinstimmende Urteil von sechs Mitgliedern, dafür aber steht dem Reich, jedem Land, dem Verfasser und dem Verleger ein Einspruchsrecht bei der Oberprüfstelle zu.

Die Dichterakademie und ein Heer von „Geistigen" hat sich gegen das Gesetz gewandt, um die Geistesfreiheit und die Kunst zu schützen; die Sache selbst, die mit dem Verbot des Verkaufs und der Anpreisung schlechter Literatur an Jugendliche recht zahm ausgefallen ist, war diese ernst gemeinte Erregung: „Wir rufen auf, die Geistesfreiheit in Deutschland zu schützen" wohl nicht wert. Nur ein sehr zweifelhafter Kapitalismus konnte mit Grund etwas von der Einschränkung der Massenverbreitung minderwertiger Schriften fürchten. Nun ist der Ansturm gegen das Gesetz verstummt; die Erwartungen auf seine Auswirkung sind aber auch klein geworden. Das Geschaffene ist eben viel saft- und kraftloser ausgefallen, als zuerst vermutet werden konnte. Und so bleibt sowohl die Furcht vor der Knebelung des Geistes — welcher Ansturm in Parlament und Öffentlichkeit, wenn sich hier einmal ein Mißgriff einschleichen sollte! — als auch ein verfrühter Jubel über die Befreiung der Jugend von der Schundliteratur unbegründet.

Greiz Dr. Lydia Klante

2

Bevor die erste Schund- und Schmutzliste nicht vorliegt, läßt sich über das Gesetz vom Standpunkt des Sortiments-Buchhändlers noch wenig sagen. Jeder Buchhändler, der sich seiner beruflichen Verantwortung bewußt ist, wird es begrüßen, daß durch das Gesetz der Vertrieb der berüchtigten Hintertreppen-Romane und

Detektiv-Serien unterbunden oder wenigstens erschwert wird. An solche Art von „Literatur" ist wohl in erster Linie gedacht worden, als der Plan zur Bekämpfung von Schmutz- und Schundschriften gefaßt wurde. Eine Gefahr für Kunst, Literatur, Buch- und Kunsthandel entsteht erst dann, wenn auch solche Werke auf die Liste kommen, die man zwar nicht in der Hand von jugendlichen und unreifen Menschen wissen möchte, die aber doch Werte enthalten, die vom Standpunkt des Künstlers oder Kulturhistorikers gewürdigt werden müssen. Diese Besorgnis ist allerdings nicht groß, da nach § 3 Absatz 2 die Übereinstimmung von wenigstens sechs Mitgliedern der Prüfstelle nötig ist, um eine Schrift auf die Liste zu setzen. Die Vertreter von Kunst, Literatur, Buch- und Kunsthandel haben zusammen schon vier Stimmen, denen höchstens nur fünf der übrigen Mitglieder gegenüber ständen. Es wäre also bei einem Zusammenhalt dieser vier Interessen-Vertreter nicht möglich, eine Schrift gegen ihre Meinung auf die Liste zu bringen. — Steht aber eine Druckschrift auf der Liste und haben Anträge auf Streichung keinen Erfolg gehabt, so bedeutet das eine schwere Schädigung für Autor und Buchhandel. Wenn es auch freisteht, diese Schrift auf Verlangen an Erwachsene abzugeben, so ist der Verkauf durch das Verbot § 1 (1) Absatz 1, 2 nahezu unmöglich gemacht. — Als besondere Härte wird empfunden, daß nach § 1 (3) eine periodische Druckschrift auf die Dauer von drei bis zwölf Monaten auf die Liste kommen kann, wenn von ihr innerhalb Jahresfrist mehr als zwei Nummern darauf gestanden haben.

Greiz Wilhelm Klante

Altersgedanken über kirchliches und religiöses Leben der Gegenwart

Ob das wesentlich ist zu betonen, daß diese Gedanken aus der Schweiz und von einem Landpfarrer stammen, der 1874 geboren ist? Ob das „ganz wie bei uns" sich auch hier behaupten läßt, oder ob man mir antworten wird, es seien das keine typischen Ideengänge? Genug, sie sollen ausgesprochen werden und den Hauptgedanken entwickeln, wie stark Vieles in unserem religiösen und kirchlichen Leben in Auflösung begriffen ist. Das Alte stürzt: ob das aus den Ruinen blühende neue Leben unbedingt ein Fortschritt genannt werden kann, mögen Andere entscheiden. Mir will scheinen, der Abgrund von Alt und Jung sei noch nie so tief gewesen. Es mag auch das sein Gutes haben; auch daß man heute viel früher zu den Alten geworfen wird, und zwar nicht zu solchen, von denen noch viel zu lernen wäre. Doch ein paar Beispiele mögen es verdeutlichen *).

Nehmen wir ein Vorlesungsverzeichnis zur Hand. Die Worte Dogmatik und Ethik verschwinden langsam. Man liest etwa zweistündig über den christlichen Glauben und das christliche Leben. Der Inhalt mag ja den früheren nicht unähnlich sein, aber man modernisiert und drängt zusammen. Philosophie und Nationalökonomie scheinen bei den jungen Theologen ein wenig aus der Mode gekommen. Psychologie ist das Feldgeschrei und die Psychanalyse hat noch keineswegs abgewirtschaftet. Die Praktische Theologie zumal hat sich mancherlei Abstriche gefallen lassen müssen. Predigerseminare bestehen längst nicht überall. Ein kurzer Aufenthalt im Ausland, meist schon in besoldeter Hilfsstellung, muß genügen. Was ist aus den schönen Hauslehrerjahren geworden? Wo gibt es noch obligatorische Lernvikariate? Man drängt früh ins Amt. Die praktischen Interessen sind schon im Studenten früh geweckt, und er hat oft schon vor der Ordination praktische Arbeit in leitender Stellung geleistet. Mit fünfundzwanzig Jahren ist er wohlbestallter Pfarrherr in völlig selbständiger Stellung. Von dem älteren Kollegen, den er mit freundlicher Nachsicht behandelt, hat er keine Befehle zu empfangen. Dessen gute Ratschläge erscheinen nicht eben brauchbar und werden mit Rücksicht auf ihre kühle Aufnahme immer seltener. Der Mann stammt eben aus einer ganz andern Zeit und kann gewisse Dinge einfach nicht begreifen: er war ja vor dem Kriege schon im Amt!

Mit Feuereifer arbeitet unser junger Geistlicher. Die Gemeinde wendet sich ihm begeistert zu. Sie hat ja einen jungen gewollt; jedenfalls sollte er noch kein Vierziger sein. Man will eine frische Kraft, auf Erfahrung wird weiter kein Wert gelegt. Naturgemäß wendet sich der junge Mann auch der Jugend in erster Linie zu. Vor allem wird ein halbes Dutzend Vereine gegründet. In erster Linie Jünglings- und Jungfrauenvereine internationalen Charakters mit möglichst weitem Rahmen und in drei Abteilungen für Schulpflichtige oder doch Unkonfirmierte, Mittlere und Ältere. Es wird fleißig gesessen, viel geredet, gesungen, musiziert, aufgeführt und ausgeflogen. Die Aufführungen liefern teilweise die Mittel zum Besuch der Sommerlager und zu Sommerwanderungen. Von diesen Lagern sind alle begeistert. Es wird aber auch Etwas geleistet. Es kann einem Angst werden bei diesen mit Referaten und Korreferaten überladenen Programmen. Die höchsten Probleme werden hier in Angriff genommen und abgehandelt. Die anwesenden Geistlichen haben zwar noch die leitende Hand, geben sich aber viele Mühe, das nicht merken zu lassen. Auf die größte Formlosigkeit und Gleichmacherei wird Wert gelegt. Jeder muß der Reihe nach kochen, putzen und kehren. Bei Tisch sitzt man neben Kollegen in Badehosen, die gerade aus dem Wasser kommen. Man sieht sie nachher mit den jungen Leuten auf einem Geländer am See hocken und über das Problem des Leidens und der Theodizee verhandeln. Das gehe so am besten, heißt es: man müsse jeden Standes-, Alters- und Bildungsunterschied verwischen. Und Jesus habe ja auch am Seeufer geredet!

Mag sein, daß dabei manches Gute herauskommt; aber ob nicht auch manches Gute verloren ging? Ob hier nicht viel geistiger Hochmut gezüchtet wird? Ob es wirklich nötig ist, daß der Pfarrer als solcher sich ganz aufgibt und aus lauter Angst vor pastoraler Würde, Ton und Wesen den Talar mit der Badehose vertauscht? Verzeiht der Leser mein Zögern, als Fünfzigjähriger bei solchen Lagern mitzumachen?

Ein anderes Bild. Es ist erster Advent, der Gottesdienst gut besucht. Er wurde eine Stunde später gelegt, da der Prediger von einer Vortragsreise erst um 10 Uhr mit dem Schnellzug zurückkehren kann. Von einer Adventspredigt ist keine Rede; wer denkt auch noch ans Kirchenjahr und an die zum Glück endlich und endgültig abgeschüttelten Perikopen? Man wählt kurze Texte in originaler Prägung, die nur eben zum Ausgangspunkt sehr andersartiger, moderner Erwägungen dienen. Von Einleitung keine Rede. Es handelt sich um eine lebhaft vorgetragene Ansprache, die in der Mitte durch ein Violinsolo unterbrochen wird, da doch gerade von Beethoven die Rede ist. Die Gebete sind sämtlich frei. Von der alten, langweiligen Liturgie sind auch die letzten Reste getilgt. Der Pfarrer predigt natürlich im schwarzen Rock, und der Organist füllt die knappe Stunde mit schönen Zwischenspielen aus. So ist der Gottesdienst „interessant" geworden und dem modernen Bedürfnis angepaßt.

Auch im Konfirmandenunterricht ist Vieles anders geworden. Von Katechismus natürlich keine Rede. Das Lernen von Bibelsprüchen und Gesangbuchsversen wird mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Es wird eine Lebensphilosophie entwickelt, und es werden Bildnisse großer biblischer und geschichtlicher Persönlichkeiten gezeichnet. Alles muß „Leben" haben und „lebendig" sein; auf das Was kommt es weniger an. Man muß der Jugend etwas Interessantes bieten; sonst wird sie ungeduldig und gleichgültig. Es muß alles Eindruck machen, und darum ist beliebt der Freskenstil, das neue, seltene Wort, der originale Vergleich und leider auch die unverdaute Phrase. Man muß sich berauschen können an den geistigen Werten. Alles muß beschwingt, beflügelt, verzückend, begeisternd sein. Für Anderes sei die Jugend — und vielleicht auch die Gemeinde — nicht mehr zu haben. So kommt etwas Fieberhaftes in die religiöse Arbeit. Alles ist Spannung — als wenn dem nicht notwendig die Abspannung folgte. Als ob dieses nervöse Treiben nicht notwendig seine dunklen Schlagschatten würfe. Da sieht man diese übereifrigen jungen Kollegen nach einigen Jahren aufopfernder, gewaltiger Arbeit zusammenbrechen. Da sind lange Erholungsreisen nötig, und monatelanges Aussetzen ist das notwendige Gegenstück monatelanger Überarbeitung. Oder aber, nach kurzem Ausharren, sucht sich der junge Mann eine Spezialstelle als Jugendpfarrer, Vereinsleiter, Sekretär usw. Die große Anzahl von Rücktritten aus dem normalen Pfarramt zum Antritt solcher Vereinsämter ist schon lange auffallend und bedenklich. Das vollständige Pfarramt, zumal das dörfliche, mit seiner Abgeschlossenheit, seinen am Herkommenden hängenden, dem Neuen abgeneigten Bauernstand, seinem zähen, oft ungewollten Widerstand gegen alle pastorale Beeinflussung, der nur in jahrelanger unendlich geduldig ausharrender Arbeit gebrochen wird, dann aber auch Früchte bringt — dieses stille Arbeiten auf Hoffnung ist vielen Jungen zuwider. Die Industrieorte mit ihrer beweglichen, wechselnden, leicht zu fesselnden, aber auch leicht wieder abfallenden Bevölkerung liegen ihnen mehr. Die Arbeit scheuen unsere jungen Kräfte gewiß nicht. Im Gegenteil, sie stürzen sich in die Flut mit Wonne. Aber sie schätzen das Außergewöhnliche mehr denn das Gewöhnliche. Sie wollen vor allem Neues schaffen. Krankenbesuche, die stille treue Kleinarbeit bei den chronischen Kranken und alten Mütterlein, die kein Zeitungsinserat verkündet und keine Kritik lobt, weil sonst Niemand

*) Es ist ein Stimmungsbild, was uns gegeben wird. Man halte sich nicht bei dem Einzelnen auf: „Bei uns ist das ganz anders." Natürlich ist es überall anders. — Mehr beschäftigt mich, ob nicht die Mißstände, die der Verfasser als heutige empfindet, schon einer jüngsten Vergangenheit angehören. Die Generationen haben es sehr eilig, sich abzuwechseln. — Nun, so kann ja ein andres Stimmungsbild dieses berichtigen.

Wie anders z. B. sieht sich der Wandel auf theologischem Gebiet an, wenn man im Hochschulblatt der FZ 720 vom 27. 9. das Bild betrachtet, daß Bultmann von der „evangelisch-theologischen Wissenschaft in der Gegenwart" entwirft! D H

von ihr weiß, als Gott allein. Das ist nicht ihre Sache! Überhaupt das Sitzfleisch: das Daheimbleibenkönnen, auch wenn nichts Dringendes vorliegt, nur damit die Leute fühlen: unser Pfarrer ist für uns da. Es fehlt so Vielen der jungen Generation die ruhige Vorbereitung der Predigt an den Wochentagen, das langsame Reifen der Gedanken, das geduldige Lesen auch langstiliger, aber gehaltvoller dicker Bücher und die innere Sammlung, ohne die das Geben zum Sichausgeben wird. Sammlung?

Du hast genannt den mächtigen Weltenhebel,
Der alles Große tausendfach erhöht
Und selbst das Kleine näher rückt den Sternen,
Des Helden Tat, des Sängers heilig Lied,
Des Sehers Schaun, der Gottheit Spur und Walten:
Die Sammlung hats getan und hats erkannt
und die Zerstreuung nur verkennts und spottet.

(Grillparzer: Des Meeres und der Liebe Wellen.)

Und wer diese Sammlung verlor, was hat er für sie eingetauscht? Was nützt es, so viel Außerordentliches zu leisten und das Ordentliche darüber zu gefährden? Wer wälzt noch seine Kommentare, liest seinen Urtext und überlegt sich sein Predigtthema in seinen Teilen? Gewiß, die Predigten sind sehr zeitgemäß, voll gepfropft mit Aktualitäten, zumal politischer Art. Alle modernen Entdeckungen und Erfindungen werden herangezogen, der Mann ist durchaus auf der Höhe der Zeit. Aber eben nur auf dieser Höhe, und die Zeit vergeht. Wer aber ins Gotteshaus kommt, um aus dieser uns täglich und stündlich bedrückenden Zeit herauszukommen und in eine ewige Welt erhoben zu werden, der kommt dabei selten auf seine Rechnung.

Durch ihren jungen Pfarrer wird die Gemeinde in den Strudel der Verpflichtungen und Veranstaltungen mit hineingezogen. Da ist jeder Abend besetzt: Jungfrauen- und Jünglingsvereine, Missionsnähverein, Temperenz, Hoffnungsbund, Vorbereitung für die Sonntagsschule, Sittlichkeitsbewegung, Pfadfinder, Vorträge, Sitzungen. Oft sind es dieselben, die das Alles auf sich haben oder doch die Schwestern und Brüder. Nachher eifert der Pfarrer über die Zersetzung des Familienlebens, und dabei ist er doch einer der Hauptmitschuldigen daran! Wie sehr diese nach außen hin so glänzende, regsame Vereinsarbeit mit ihren vorzüglich besuchten Veranstaltungen, Konzerten, Lichtbildern, Kinos, Theateraufführungen, ihrer Preßreklame, ihren Zeitschriften und Drucksachen die Leute von der Hauptsache ablenkt, sieht man an der Abnahme der Predigtbesucher und der Abendmahlsgäste; die alten Formen verlieren die Bedeutung, und das Neue wird als Ersatz, nicht als Ergänzung der Hauptsache betrachtet. Das ist ja das Bezeichnende der meisten Vereinsbewegungen: sie führen aus der Kirche und über sie hinaus. Sie schwächen den kirchlichen Sinn und die kirchliche Anhänglichkeit. Sie drängen zur Verbrüderung mit andern religiösen Gemeinschaften, aber diese Allianzen haben doch nur dann Sinn, wenn die Teile, aus denen sie bestehn, ein kräftiges Eigenleben führen, wenn sie lebensfähig bleiben und im Rahmen des Ganzen ihre Eigenart behaupten. Daran eben fehlt es, und darum kann das Ganze nicht innerlich gedeihen und auf Bestand rechnen. Man sprengt den kirchlichen Rahmen und kann doch keinen Ersatz bieten. Es ließe sich heute mit noch größerem Recht ein Büchlein schreiben, wie Kübels „Christliche Bedenken eines Sorgenvollen" (1888).

Man hat das neunzehnte Jahrhundert als das der Geschichte bezeichnet: muß das zwanzigste darum so ganz ungeschichtlich sein? Wir, die wir in der Verehrung alles Geschichtlichen vielleicht zu streng erzogen wurden, sehen uns nun plötzlich einer Generation gegenüber, die dem Geschichtlichen ganz verständnislos gegenübersteht. Das hat vor Allem der Krieg veranlaßt. Unsere Jungen sind innerlich fest davon überzeugt, daß er einfach Alles geändert hat, während wir Älteren diese Änderungen doch mehr als äußerliche ansehen und immer mehr, mit Schrecken mehr als mit Freude, einsehen, daß die Menschen die gleichen geblieben sind. Darum hoffen wir auch, daß die Macht des Geschichtlichen wieder erkannt werde. Aber einstweilen ist Auflösung die Parole. So haben wir Älteren manchmal eine große Sehnsucht nach den religiösen und kirchlichen Zuständen unserer Jugendzeit. Was wir damals als selbstverständlich hinnahmen, fehlt uns heute als etwas Wesentliches. Wir haben Hunger nach dem Festen und Objektiven, nach dem Bleibenden und Ewigen in der schnellen Flucht der Zeit. Wir möchten, daß die Kämpfe und Sorgen des Tages nur gedämpft und in gebrochenen Wellen an die Kirchenmauern anbranden, daß die Predigten nicht gar so zeitgemäß, die Formen nicht gar so ungeniert seien, daß das Band mit der Vergangenheit fest bliebe.

Mehr als früher vergißt die junge Generation heute, daß der Pfarrer nicht nur für die Jugend da ist. Mag sein, daß man sie früher zu sehr zurücksetzte: heute scheint man auf die Bedürfnisse des mittleren und höheren Alters gar keine Rücksicht mehr zu nehmen. Hat man früher wohl zu sehr in Gedanken und Gefühlen geschwelgt: heute ist Alles Wille und Tat geworden, und vor lauter Handeln kommen wir nicht mehr zum Denken und Fühlen.

Doch genug solcher altmodischer Erwägungen! Sie werden und sollen Widerspruch finden in einem Blatte, das der Jugend seine Spalten immer weit aufgetan hat. Ist es doch auch ein Zeichen der Zeit, daß unsere Alten, so sehr sie sich vereinsamt und unverstanden fühlen mögen, dem Ansturm der Jungen gegenüber nachsichtiger und wohlwollender sind, als es je früher der Fall war. Auf dieses Lob hat zwar der Schreiber dieser Zeilen keinen Anspruch. Aber mit dem gleichen Freimut, den man uns entgegenbringt, wollen wir auch Rede und Antwort stehen!

Gewiß, wir freuen uns des Eifers und der Arbeitslust der kommenden Generation. Wir wissen, daß Vieles verschwinden muß von dem, was uns lieb und teuer war. Doch wenn das Vorwärtsdrängen, Neuerung und Wechsel das Recht der Jugend ist, gedenken wir der Pflicht des Alters, diesem Ungestüm ein gewisses Maß zu verleihen. Der Faden des Überkommenen soll nicht abreißen, die Reaktion auf das Vergangene nicht zu heftig werden, die Entwicklung soll in ruhigen Bahnen verlaufen, damit in Übertreibungen die Kraft nicht verpuffe. Gewiß haben wir Vertrauen in das religiöse Leben der nächsten Jahrzehnte und seine tatkräftigen Bahnbrecher; aber wir wünschen auch, daß man das Vergangene schätze, daran anknüpfe und von ihm das erhalte, was der Zukunft noch dienen und sie vor Irrwegen bewahren kann.

Bullet bei Yverdon Eduard Platzhoff-Lejeune

Vom Katholizismus der Gegenwart

Italien und die Kurie — Action française — Mexiko und Nordamerika — Die Liturgische Bewegung — Gebetsoktav für die Wiedervereinigung

Wie voreilig die Meinung von einem „Friedensschluß" zwischen Kurie und Fascio war, erweist sich immer deutlicher. Zwar ist Mussolini auf die Klagen des Papstes in der Allokution des Konsistoriums vom 20. 12. (Sp. 41) eingegangen und hat ein Rundschreiben an sämtliche Präfekten des Fascio gerichtet, daß in Zukunft alle Gewaltmittel des Selbstschutzes (die sich nach dem Attentat auf Mussolini großenteils auch gegen katholische Organisationen gerichtet hatten) aufzuhören hätten. Da der Staat bewaffnet sei, müßten Ungesetzlichkeiten und Repressalien ihr natürliches Ende finden. Auch anläßlich eines Empfangs des katholischen „Zentrums", d. h. desjenigen Teils der Popolari, der sich von diesen gelöst und dem Fascio zur Verfügung gestellt hatte, am 12. 1., pries Mussolini den Faschismus als die erste politische Macht der Weltgeschichte, welche den bewußten Kampf gegen die beiden gefährlichsten Freimaurerriten aufgenommen habe. Das habe seine großen Schwierigkeiten, weil „diejenigen (von den Faschisten), welche gestern Freimaurer waren, es bis zu einem gewissen Grade auch heute noch sind". Damit scheint die in katholischen Kreisen, welche die Freundschaft zwischen Vatikan und italienischer Regierung betreiben, immer wieder vorgebrachte Warnung vor Störungsversuchen, die von freimaurischer Seite ausgehen sollen, von Mussolini selbst bestätigt zu werden.

Nun sind aber die kurialen Maßnahmen gegen den Nationalismus der Action française und die politischen Neujahrsreden der Nuntien in Paris und Berlin dem faschistischen Regime in Rom sehr wenig genehm gewesen. Die ganze Presse, mit dem Corriere della Sera an der Spitze, ergeht sich in heftigsten Angriffen gegen den Kardinalstaatssekretär Gasparri, der ja von den Angriffen des früheren faschistischen Generalsekretärs Farinacci her (1926 Sp. 513 und 1198) als Faschistengegner angesehen wird, und dem es gelungen sein soll, den Führer der profaschistischen Strömung in der Kurie, den Kardinal Merry del Val, der in Assisi seinerzeit so volltönend das neue Italien begrüßte (1926 Sp. 1036), zurückzudrängen. Und ein ernster Anstoß ist das neue Gesetz über die Jugendwehren (Balilla genannt). Dadurch ist es verboten, daß in Orten unter 20 000 Einwohnern irgendeine andere Organisation sich irgendwie mit der Jugend beschäftige. Nur in den größeren Städten (über 20 000 Einwohner) und in Provinzialhauptorten dürfen auch katholische Jugendvereine mit Pfadfinderverfassung unter der Aufsicht und mit der Fahne der „Nationalen Balilla-Vereinigung" bestehen. Ein Nadelstich ist es auch, wenn der Unterrichtsminister den Professor Buonaiuti (1926 Sp. 199), der nach seiner Exkommunikation mit anderweitigem wissenschaftlichen Auftrag beurlaubt wurde, neuerdings wieder aufgefordert hat, seine Vorlesungen an der staatlichen Hochschule in Rom wieder aufzunehmen.

Auf das Balillagesetz antwortete am 24. 1. der Papst in einem Brief an den Kardinalstaatssekretär Gasparri (Oss. Rom. 19). Die in der Konsistorialallokution ausgesprochene Befürchtung des Papstes über die Unvereinbarkeit der faschistischen Staatsauffassung mit der kirchlichen Lehre sei schlagend bestätigt. Um die Konflikte aus dem Weg zu räumen, löst der Papst alle kirchlichen Jugendvereinigungen in den Orten unter 20 000 Einwohnern auf. Die katholischen Pfadfindervereinigungen in den größeren Orten werden aus der Organisation der „katholischen Aktion" ausgeschieden, damit nicht ein Teil von dieser unter fremde politische Leitung komme. Die Bestellung von regelmäßigen Seelsorgern für die Balilla (gleich den Heeresgeistlichen) will der Papst genehmigen; sie soll durch die ordentlichen Bischöfe geschehen.

*

Die französischen Bischöfe, deren Meinung bei Eröffnung der kurialen Aktion gegen die Action française sehr geteilt war, haben sich nun zusammengefunden zu energischen Verbotserklärungen gegen jegliche Form von Teilnehmerschaft und Unterstützung der Action française. Der Papst hat persönlich einem

mit Zweifeln über die Opportunität des Vorgehens bei ihm vorsprechenden Bischof aus Frankreich erklärt, er habe selbst zwei Jahre lang das Blatt Action française mit dem Rotstift in der Hand regelmäßig gelesen und wisse, was und weshalb er es getan habe. (Nach La Semaine religieuse de Perpignan in La Vie Catholique vom 22. 1.)

Maurras und Daudet werfen ihrerseits den französischen Bischöfen vor, daß sie nichts als Agenten der deutschen Regierung seien; und sie haben festgestellt, daß der Sekretär der Kommission des heiligen Offiziums, die die Verurteilung ausgesprochen hat, ein Deutscher, P. Esser, sei. Er handelte natürlich im Auftrag Stresemanns. Die Action française erscheint nach wie vor weiter; nur hat sie eine Rubrik La Fidelité française, worin in zahlreichen Einzelerklärungen mit Berufung auf Philipp den Schönen und Ludwig XIV. die Töne der gallikanischen Kirchenfreiheiten laut werden.

Bei der geringen Zahl von praktizierenden Katholiken in Frankreich will es etwas heißen, wenn mehrere Bischöfe (wie z. B. der von Laval) öffentlich erklärten, daß die Anhänger der Action française zu den „besten, entschiedensten und frömmsten Katholiken" gehören. Dem landläufigen Chauvinismus der Franzosen fehlt jegliche innere Voraussetzung zum religiösen Verständnis der Verurteilung.

*

Daß die katholische Presse in aller Welt, mit dem Osservatore Romano an der Spitze, den Konflikt zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Hoffnungen auf eine mögliche Änderung des staatlichen Regiments in Mexiko verfolgt hat, ist verständlich. Nun ist durch die öffentliche Meinung in der Union der Druck auf das Staatssekretariat zur Anrufung eines Schiedsgerichts über die Konfliktstoffe (der Einmischung in Nicaragua und der Entscheidung über die Petroleumskonzessionen) erfolgreich gewesen. Aber im Innern von Mexiko hat die Unsicherheit der äußeren Lage der Aufstandsbewegung in verschiedenen Provinzen neuen Anreiz gegeben. Und es scheint, daß die stärkste Erhebung unter der Führung eines aus der katholischen Abwehrorganisation des Landes hervorgegangenen „Generals" René Garza nicht nur von den katholischen Columbusrittern aus Nordamerika unterstützt, sondern auch trotz dem gegenteiligen kirchlichen Verbot von katholischen Priestern begleitet und gutgeheißen wird. Ja nach Behauptung der Callesschen Regierung soll der sich verborgen haltende und unauffindbare Erzbischof von Guadalajara, Msgr. Francesco Orozco y Jiménez, mit der Devise Viva Christo Rey der eigentliche Organisator des Aufstands im Staate Jalisco sein (Times vom 19. 1.) So sind am 11. 1. nicht nur die sieben noch auf freiem Fuß befindlichen Erzbischöfe und 23 Bischöfe (nach Reuter) verhaftet und nach der Hauptstadt gebracht worden, sondern es wurden in den gefährdeten Grenzbezirken auch alle katholischen Priester in Schutzhaft genommen. Daß nicht nur die „Armee des Königs Christus" von Garza, sondern auch andere Rebellenorganisationen für den früheren Präsidenten Obregon und ein General aus der Revolution Huertas von 1923 gegen die Regierung Calles erstanden sind, geht aus den Informationen der Times (vom 18. 1.) hervor. Vorerst ist jedenfalls die Lage noch reichlich ungeklärt. Von den verhafteten Bischöfen ist der Bischof von Tabasco Diaz unter der Beschuldigung, den Aufstand begünstigt zu haben, des Landes verwiesen worden. An der Grenze von Guatemala erhielt er keine Einreiseerlaubnis, mit der Begründung, daß Jesuiten der Aufenthalt in Guatemala verboten sei. Auf die Erklärung, daß er nach Cuba sich einschiffen wolle, wurde ihm die Durchreise gewährt (Times vom 20. 1. und Germ. 34).

*

Zum Verständnis der liturgischen Bewegung im Katholizismus muß doch noch etwas mehr gesagt werden, als was in voriger Nr. Sp. 64 ff. zu lesen steht. Das beste Verständnis gewinnt man zur Zeit aus dem Buch von Walter Birnbaum, **Die katholische liturgische Bewegung.** Darstellung und Kritik. (Beiträge zur Förderung christl. Theologie Bd. 30, H. 1. Gütersloh, C. Bertelsmann 1926. 4.50 M.) Man muß ausgehen von der Auffassung der Messe im nachscholastischen, antireformatorisch beeinflußten Katholizismus, wie sie unter der Anleitung Thalhofers im Großteil der Kirche überall gilt, wohin die liturgische Bewegung noch nicht zur Anerkennung gekommen ist: In der Messe bringt der Hohepriester Christus durch den Priester sich selbst als Opfer dar, in meritorischer Selbstvernichtung zu Gunsten der Gläubigen, die sich derweil, durch die lateinische Sprache in ihrer Individualität möglichst wenig gestört, der Betrachtung der hohenpriesterlichen Tätigkeit Christi mit dem Ziel der Selbsthingabe und des Gehorsamsopfers widmen sollen. Die „liturgische Bewegung" als Ganzes erstrebt dagegen die lebendige Anteilnahme jedes Einzelnen am gesamten Handeln und an allen seinen Einzelheiten im Mysterium der Gemeinschaft. Diese wird sachlich geboten durch den Sinn der Messe als caritas (nicht iustitia, die der Kern der vorigen Auffassung ist). Der Gottkönig Christus wird vom Priester und den Gläubigen herbeigebetet zur Neuschöpfung und Teilnahme am Mysterium der Verklärung, welche in Liebesgestaltung dieser Welt das Ziel aller Gläubigen ist. Im Einzelnen bestehen erhebliche Differenzen zwischen den Laachern (Herwegen, Hammenstede und Winterfig), die mit Anlehnung an den altrömischen Text des Missale und des Breviers das Moment der Verklärung besonders stark betonen, und den Jesuiten (Kromp, Przywara u. A.), die unter Betonung des katholischen „Ethos der Polarität" die „Einpoligkeit" der benediktinischen Verklärungstheorie verwerfen und in der Messe das Moment der Heiligung und der Konsekration des Geschöpfs an den heiligen Gott hervorheben (vgl. die theologischen Gegensätze 1926 Sp. 354 f.), während Guardini das Moment des „Gegensatzes" zwischen objektiver Darbietung und subjektivem Erlebnis im „Spiel" der Messe dargestellt wissen will. Sehr wertvoll ist namentlich in der Darstellung Birnbaums, wie er die neueren liturgischen Bestrebungen geschichtlich bei den Modernisten und den von der Romantik beeinflußten katholischen Theologen zurückzuverfolgen versteht.

Die evangelische Kritik wird bei aller Anerkennung des Ernstes, der Schönheit und der Konsequenz, die namentlich den Laachern eigen ist, zu einer radikal-protestantischen Entgegensetzung des reinen vielgestaltigen Wortgottesdienstes gegen die einförmig klassische Mysterienhandlung kommen müssen. Sehr lehrreich sind die Fragen, die Dr. Hutton, der Herausgeber der British Weekly, am 20. 1. 27 anläßlich einer Besprechung des Berichts von Heiler über die Tagung des Hochkirchlich-ökumenischen Bundes in CW Sp. 55 ff. an diesen richtet: „Was ist genau die Sakramentenlehre der deutschen hochkirchlichen Vereinigung? Erkennen Sie die Lehre von Luther an, oder sind Sie gewichen von der reformatorischen Position, näher zu Rom?" Der springende Punkt ist in der Tat unser Protest gegen das Transsubstantiationsdogma, der unsere radikal andersartige Haltung in der liturgischen Gestaltung unserer Gottesdienste bedingt.

*

In diesen Tagen zwischen Petri Stuhlfeier (18. 1.) und Pauli Bekehrung (25. 1.) sowie auch in der Pfingstnovene und an den Festen des heiligen Bonifatius (5. Juni) und des heiligen Canisius (21. Mai) soll laut Beschluß der vorjährigen Versammlung der deutschen Bischöfe in Fulda der Wiedervereinigung im katholischen Glauben bei jedem Gottesdienst durch die Gläubigen gedacht und dafür nach der Predigt und nach der Christenlehre folgendes Gebet eingeschaltet werden:

„Lasset uns beten für die Wiedervereinigung im Glauben! — ‚Damit alle eins seien, wie du, Vater, in mir und ich in dir: damit auch sie in uns eins seien; damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast.' (Joh. 17, 21.)

V. Ich sage dir, du bist Petrus.

A. Und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.

Lasset uns beten! Herr Jesus Christus, der du deinen Aposteln gesagt hast: ‚Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch', schaue nicht auf meine Sünden, sondern auf den Glauben deiner Kirche, und verleihe ihr gnädig nach deinem Willen Frieden und Eintracht! Der du lebest und regierest Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Beim Ewigen Gebet, wie beim 13- und 40stündigen Gebet soll je eine eigene Stunde demselben Anliegen gewidmet sein."

*

Auf die Aloysiusfeierlichkeiten in Rom zu Ende des Jahres 1926 sind wir nur mit einer Nebenbemerkung (Sp. 88 unten) eingegangen; wir glaubten anläßlich des Briefs des Papstes vom 13. 6. 26 (1926 Sp. 655) genug gesagt zu haben. Wir müssen jedoch noch einmal darauf zurückkommen wegen eines Artikels des Jesuiten Friedrich Muckermann (Germ. 12), der einen Artikel der „Hamburger Nachrichten" (vom 3. 1.) mit der Überschrift „Wie Reliquien reisen" über „den Triumph der jesuitischen Jugenderziehung" zum Anlaß nimmt, mit einem Ausflug ins Politische unter dem Titel „Deutschnationale Geschmacklosigkeiten" einiges Interessante zur Empfehlung der Reliquienverehrung überhaupt und zur Rettung seines Ordensheiligen Aloysius im besonderen zu sagen. Wenn die Reliquienverehrung mit dem Hosenknopf des Marschalls Augereau, den Goethe in seiner Münzsammlung scherzhaft als kostbares Stück vorzuzeigen pflegte, entschuldigt werden soll, dann wollen wir sie gelten lassen. Dann ist sie nichts als eine Schrulle. Aber sie war und ist vielfach mehr gewesen, nämlich eine Täuschung des Volks (als ich zwischen 1892 und 1894 Zögling im evangelisch-theologischen Seminar in Schöntal in Württemberg war, wurde in der dortigen großen Wallfahrtskirche noch ein Fläschchen ägyptischer Finsternis gezeigt), und in jedem Fall eine Ablenkung des Glaubens auf das Unwesentliche und Nebensächliche. Gar nicht zu reden von der Geschmacklosigkeit (die auch Herr Pater Muckermann, der in seinen zahlreichen kunstkritischen und kulturpolitischen Aufsätzen nicht selten guten Geschmack verrät, innerlich empfindet, wie aus der Heftigkeit seiner Reaktion auf den Artikel der Hamburger Nachrichten geschlossen werden kann), daß man einen Totenkopf in einem mit Palmen ausgeschlagenen Salonwagen der Staatsbahn hin und her reisen läßt. Warum läßt man denn sonst die Toten, und auch die heiligen Leiber mit Berufung auf ihre Ungestörtheit ruhen? Z. B. ein Nachgraben nach dem vermeintlichen Grabe des heiligen Petrus unter dem Petersdom wäre für die Wissenschaft, aber nicht nur für diese von größtem Nutzen!

Auch das soll nicht geleugnet werden, daß der „aloysianische Pakt" manchen jungen Menschen wider die Anfechtungen des Fleisches nützlich sein kann. Aber ob es dabei gerade eines solch perversen Vorbilds bedarf, ja ob nicht gerade das Bild der Mutter und der reinen Schwester, das Aloysius nicht anzusehen

lehrt, in der Stunde der Gefahr mehr nützen kann, ist kaum fraglich. Jedenfalls sind mit uns unzählige junge evangelische Menschen bei kräftigster Natürlichkeit über die Gefahrpunkte in der Studenten- und Militärzeit hinübergekommen, ohne Aloysius von Gonzaga. Und diese Degenerationserscheinung der absterbenden Renaissance in das „Pantheon der Menschheit" zu versetzen, ist eine Ungeheuerlichkeit.

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

Der Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen weist auf die Bedeutung hin, die die Filmindustrie für die Versöhnung der Völker gewinnen könnte, und empfiehlt die Bemühungen, die jetzt von den Filmproduzenten gemacht werden, alles aus ihren Filmen auszuschließen, was darauf zielt, die öffentliche Moral zu verletzen oder irgendeine Rasse oder Volksgruppe herabzusetzen; er bittet um Unterstützung der Produzenten in ihrem Bemühen, die Schauplätze und die Charaktereigentümlichkeit der anderen Länder zutreffend und gerecht wiederzugeben, so daß ein Volk, wenn es ein anderes auf der Leinwand dargestellt findet, eine wirkliche Verwandtschaft mit diesem empfindet. Eiche 4

Der Preußische Evangelische Oberkirchenrat hat die vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß empfohlene Kirchenbundesfahne für Preußen angenommen. — Derselbe hat bei dem Preußischen Minister des Innern gegen die Verlängerung der Polizeistunde Einspruch erhoben und um Aufhebung der Verordnung gebeten.

In Halle ist ein Lektorat für rabbinische Literatur und Sprache eingerichtet; zum Lektor wurde Dr. M. Woskin Nahartabi berufen, bisher Direktor einer hebräischen Schule in Leipzig.

Zu dem Artikel in Nr. 1 über den Dortmunder Schulstreik bemerken wir ergänzend und berichtigend, daß der eine der drei dissidentischen Schulräte in dem überwiegend katholischem Kreise Ohligs im Rheinlande seit Jahren unbeanstandet amtiert; er ist wie Nischalke 1924 von Minister Boelitz berufen und gehörte früher der katholischen Kirche an, während Nischalke Protestant war. Der dritte wirkt in dem gleichfalls konfessionell gemischten schlesischen Kreise Ohlau. Die Zahl der streikenden Schulkinder in dem Landkreise Dortmund stieg allmählich auf rund $^2/_3$. Der Sympathiestreik in Dortmund Stadt brachte es nur auf 9,17 und sank dann auf 8,3 %. Auf Verfügung der Regierung hin ist von Anfang an in dem Aufsichtsbezirk des Schulrats Nischalke von jeder Geld- oder Freiheitsstrafe Abstand genommen, dagegen bei dem Ausbruch des Sympathiestreiks amtlich bekannt gegeben, daß diese Verfügung auf andere Bezirke nicht Anwendung habe. Die Weihnachtsfeier der weltlichen Schulen wurde von den Rektoren ohne Beteiligung des Schulrats vorbereitet, er hat auch auf ihr nicht gesprochen. Der Provinzialsynodalausschuß ebenso wie der Oberkirchenrat haben vor Ausbruch des Streiks bei dem Minister eine Rückgängigmachung der Berufung von Nischalke gefordert. Die meisten Kirchengemeinden haben in ihren Gotteshäusern oder Gemeindehäusern einen Unterricht für die streikenden Schulkinder eingerichtet und finanziert. Der Dortmunder Elternbund hat von vornherein im Einvernehmen und unter starkem Eintreten der provinziellen Zentrale der Elternbünde gehandelt.

Offenbach am Main bekommt nun auch ein Haus der Jugend. In dem Ausschuß, der dafür arbeitet, sind folgende Bünde vertreten (diejenigen, welche auch dem engeren Vorstand angehören, bezeichnen wir durch ein Sternchen): Bibelkreis, Buchdrucker-Jugend, * Bund der Wandervögel und Pfadfinder, Bundlose Wandervogelgruppe, Christliche Gewerkschaftsjugend, * Deutscher Pfadfinderbund, * Evangelischer Jugendring, Freies Gewerkschaftskartell, Freireligiöse Jugend, Groß-Neudeutschland, Jugendgruppe im D. H. V., Jugendring der französisch-reformierten Gemeinde, Jugendspielschar im B. V. B., Jugendtanzschar, * Jungschar, Jungsozialisten, Katholischer Arbeiterinnenverein, * Katholischer Jugendverein St. Josef, Katholischer Jugendverein St. Marien, Katholischer Jugendverein St. Paul, Kinderfreunde, * Kommunistische Jugend, Kreuzfahrer, Lithographen, Steindrucker und verwandte Berufe (Jugendgruppe), Marianische Jünglingssodalität St. Paul, Metallarbeiter-Jugend, * Naturfreunde-Jugend, Neudeutschland, Portefeuiller- und Sattler-Jugend, Quickborn, Schuhmacher-Jugend, Selbsthilfebund der Körperbehinderten (Jugendgruppe), * Sozialistische Arbeiterjugend, * Späherbund, Turnerjugend, Verband für deutsche Jugendherbergen, Wanderscharen, Zentralverband der Angestellten. Den Vorsitz des Ortsausschusses führt der freireligiöse Prediger Schramm. Offenbß 8

Der Hamburger Landeskirchenrat hat ein Gesuch, er möge erklären, daß er nichts dawider habe, wenn ein aus der Landeskirche ausgetretener und zu St. Anschar übergetretener Lehrer Religionsunterricht erteile, abgelehnt, da der betreffende Lehrer im schärfsten Kampf gegen die Landeskirche und im Widerspruch zu ihrer religiösen Haltung ausgetreten ist und der christliche Unterricht auch von der Kirche zu handeln habe. EvDtld 3

Der Landeskirchentag in Bayern hat Richtlinien über die Beteiligung von Geistlichen an Fahnenweihen aufgestellt, wonach Fahnenweihen im eigentlichen Sinne nur bei Fahnen der Truppenkörper in Betracht kommen, daß aber der Brauch, die Fahnen zur Kirche zu bringen und unter Gottes Wort und Gebet ihrem Gebrauch zu übergeben, auf alle kirchlichen, in zweiter Linie vaterländischen Vereine ausgedehnt werden kann; rein parteipolitische und Sportvereine sind ausgeschlossen. Die Entscheidung steht dem Landeskirchenrat zu.

Die Neustädtische evangelische Kirchengemeinde in Thorn hat ihre auf dem Neustädtischen Markt stehende Kirche der „Orthodoxen Bruderschaft in Thorn", das ist der Vertretung der russischen Zivilgemeinde, auf fünf Jahre vermietet. PZ

Die Sowjetbehörde für Körperkultur in der Ukraine hat beschlossen, den Boxsport in der Ukraine zu verbieten, da er durch Erweckung roher und niedriger Instinkte großen Schaden anrichte.

Den deutschen Missionen (Neudettelsau und rheinische Mission) ist die Einreiseerlaubnis nach Neuguinea wieder erteilt worden. Die Arbeit war von einem zu diesem Zwecke gegründeten Missionskomitee in Brisbane als Lutheran Mission New-Guinea weitergeführt.

Hofprediger Dr. Döhring hat den Vorsitz im Evangelischen Bunde niedergelegt. Derselbe ist von der Mitherausgabe der „Täglichen Rundschau" zurückgetreten. FZ 18

Von Personen. Promoviert: Präsident des Konsistoriums der Provinz Sachsen Ernst Loycke zum D. von Halle, Professor Hans Rust in Königsberg zum D. von Königsberg. Gewählt: Professor D. Hermann Gunkel in Halle zum Ehrenmitglied der amerikanischen Society of Biblical Literature. Gestorben: D. Samuel Jaeger, Leiter der Theologischen Schule in Bethel. E St

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen

Wunderliche Blüten hat der jüngste anhaltische Kirchenkampf („Kirchenkampf" sagen wir: so etwas gibt es) zu Tage gebracht. Z. B. das Inserat

Zur Kirchenwahl.

Behufs Abwehr des von links geführten Angriffs auf die Kirche haben sämtliche Stahlhelmer auf Anordnung des Gaus ihre Stimme für die Liste der

Freien Kirchlichen Vereinigung

abzugeben. Die Ausübung der Wahl am 24. Oktober ist Ehrenpflicht.

Kreisleitung des Stahlhelms

Dies und Andres ist zulesen in dem Monatsblatt „Der freie Christ" vom Januar. Herausgeber Studienrat Dr. Münnich, Dessau, Funkplatz 8.

Zu den Sonntagsfragen in 1926, 21, 1066 ff. kommen noch zwei neue hinzu: „Allgemein wird Gottesdienstbesuch auf Wanderungen vorgeschlagen. 1. Wer hat Erfahrungen darüber? 2. Welche Gründe haben bisher in der Regel daran gehindert?" Antworten an Pfarrer Wilhelm Thomas in Marburg a. L., Bahnhofstraße 1.

Aufruf zu einer Kügelgen-Ehrung

Wilhelm v. Kügelgen, durch seine „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" längst ein Liebling des deutschen Volkes, ist durch seine neu erschienenen „Lebenserinnerungen" unserem Herzen noch näher getreten. Sein Leben ist mit zwei Orten eng verknüpft: Dresden-Loschwitz und Ballenstedt. Vor der Loschwitzer Kirche steht bereits ein Denkstein — jetzt soll ihm in Ballenstedt ein Denkmal errichtet werden, am Fuße des Schloßberges, den der alte Mann so oft hinaufgepilgert ist. Schlicht und bodenständig: ein Granitfindling aus dem Harzwalde mit Medaillonporträt aus der Mägdesprunger Hütte. Zugleich soll für eine Gedenktafel am Ballenstedter Kügelgen-Haus wie an der Bernburger Superintendentur und eine würdige Einfassung der Grabstätte auf dem Ballenstedter Friedhof gesorgt werden. Die Freunde des alten Mannes werden gebeten, ihren Beitrag mit dem Stichwort „Für die Kügelgen-Ehrung" an die Städtische Sparkasse in Ballenstedt, Postscheckkonto Magdeburg Nr. 900 einzusenden.

Landrat a. D. Dr. Krummacher, Geheimer Regierungsrat, Wernigerode.
Dr. Kurt Zoege von Manteuffel, Direktor des Kupferstich-Kabinetts in Dresden.
Dr. h. c. von Scholtz, General der Artillerie a. D., Ehrenbürger von Ballenstedt.
Dr. Wäschke, Geheimer Archivrat, Ehrenbürger der Stadt Zerbst.
Dr. Hermann von Hase, Leipzig.
Professor Dr. Johannes Werner, Leipzig.

Versammlungskalender

19. 20. April	Thüringer Volkskirchenbund Sondershausen
23. April ff.	Generalsynode der altpreußischen Union Berlin
17.—19. Mai	Kirchlich-sozialer Kongreß Düsseldorf
7.— 9. Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Hamburg
7.—10. Juni	Reformierter Bund Barmen
16.—21. Juni	Deutscher Evangelischer Kirchentag Königsberg
29.—31. Juli	Universitätsjubiläum Marburg
3. August ff.	Glaube und Verfassung (faith and order) Lausanne
3.— 5. Oktober	Bund für Gegenwartchristentum Meißen
17. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Herausgeber Lic. theol. Erich Stange

begleiten die Amtsarbeit des

ganzen Kirchenjahres

jährlich 9.— Probeheft kostenfrei

Verlag C. Ludwig Ungelenk, Dresden 24

Viktoriaheim

staatlich anerkannte Haushaltungsschule zu Cassel-Wilhelmshöhe. Töchterheim für evangelische junge Mädchen gebildeter Stände.

Leiterinnen: Matilde Schulz, Elisabeth Wessel.

Evangelische Gemeinde A. B., Wien-Innere Stadt.

Personalvikar

gesucht. Vielseitiger Dienst der Großstadtgemeinde, besonders Jugendarbeit. Gelegenheit zum Studium an der Universität. Auskunft über Dienstpflichten und Rechte durch Senior D. Erich Stökl, Wien, I. Dorotheergasse 18.

Gemeindeschwester

gesucht. Gebildete, sachlich gut geschulte, frohe und fromme Fürsorgerin zum Dienst in der Gemeindepflege und Jugendarbeit. Nähere Auskunft durch die Evangelische Gemeindepflege A. B. Wien, I. Dorotheergasse 18.

Die evangelische Gemeinde

Wiener-Neustadt

sucht einen **Vikar.** Anfragen und Bewerbungen sind zu richten an Pfarrer **Matthaei,** Wiener-Neustadt, Bismarckring 4.

Arbeitsfreudige jg. Mädchen (18—35 J.) mit guter Schulbildung werden zur Ausbildung als **Schwestern für Heil-, Erziehungs-, Krankenanstalten** und **Frauenkliniken** gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt, Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen w. versendet.

Beginn der Kurse April und Oktober.

Pfarrer **Wehrmann,**

Rektor des staatlichen Schwesternhauses **Arnsdorf,** Bez. Dresden.

Beste deutsche Bezugsquelle für

billige böhmische Bettfedern

1 Pfd. graue, geschlissene M. —.80 und 1.—, halbweiße M. 1.20, weiße flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, Herrschaftsschleiß M. 4.—, bester Halbflaum M. 5.— und 6.—, ungeschl. flaum. Rupffedern M. 2.20, 2.80 und 3.25, Flaumrupf M. 4.—;

Daunen weiß M. 7.—, hochfein M. 10.— zollfrei gegen Nachnahme von 10 Pfd. an postfrei. Umtausch gestattet oder Geld zurück. Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.

Rudolf Blahut, Bettfederngroßhaus, **Deschenitz 318,** Böhmen.

Die Prosaschule

von Dr. B. Christiansen (12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.

Felsen-Verlag, Buchenbach-Baden

Büchergesuch.

Realencyklopädie für prot. Theologie v. Hauck, 3. Aufl., 24 Bde. zu kaufen gesucht.

Gebr. Steffen, Limburg a. L.

Mahnruf an die Kirche

Christentum und religiöses Lebensgefühl

Vor kurzem erschien

HANS RICHTER

Pastor in Leopoldshall

Vom Glauben deutscher Bildung

Preis 1.50 Mark

Der Verfasser sieht die tiefste Not der ganzen neueren Zeit darin, daß sich zwischen Kulturbewußtsein und Lebensauffassung des neuzeitlichen Menschen einerseits und der Religion im Sinn des Christentums kirchlicher Form andrerseits eine unüberbrückbare Kluft aufgetan hat. Diese Kluft wird sich nur schließen, wenn es möglich wird, die Kultur religiös zu bejahen und in diesem Sinn zu heiligen. Der Verfasser ist der Ansicht, daß Lebensgefühl und Bewußtseinsstellung des neuzeitlichen Menschen mit dem, was ihm „Glaube deutscher Bildung" heißt, grundsätzlich eine organische Einheit bildet, die nur bewußt gemacht zu werden braucht und von der Kirche aufgenommen und anerkannt werden muß, um die Sehnsucht der Gegenwart nach innerer Geschlossenheit und Einheit des Lebens zu erfüllen.

Für den Geistlichen
Für jeden innerlichen Menschen

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Pfarrstelle.

Am 1. April d. Js. soll in der evangel.-luth. Gemeinde Kassel die **7. Pfarrstelle** errichtet werden. Pfarrbezirk ca. 4000 Seelen. Besoldungsgruppe X. Bewerbungen mit Zeugnisabschriften erbeten bis zum 21. Februar ds. Js. an das **Vorsteheramt der evang.-luth. Gemeinde, Kassel,** Eulenburgstr. 9.

Haustochter

aus guter Familie, 22 Jahre, sucht Betätigung in besserem Haushalt, wo Mädchen vorhanden, bei engstem Familienanschluß und Taschengeld.

Angebote erbeten unter **H. 3** an den Verlag des Blattes.

Das **Mutterhaus für Evangel. Kinderschwestern u. Gemeindepflege e. V.,** Mannheim, Schwarzwaldstraße 14, nimmt ernstgesinnte

evangel junge Mädchen

(Alter 18—30 Jahre)

auf zur Ausbildung als Kinder-, Kranken- und Wirtschaftsschwester. — Auch bereits Ausgebildete finden Aufnahme. — Nähere Auskunft durch das Mutterhaus oder Pfarrer R. Emlein, Mannheim, Windeckstr. 1.

Haushälterin

mittleren Alters, arbeitsfreudig, für frauenlosen Lehrerhaushalt in schönem Badeort Nassaus gesucht. Auch Witwe ohne Kinder genehm; event. Lebensstellung.

Angebote unter **„Lebensfreude"** an den Verlag d. Bl.

„Der Kleintier- und Gartenfreund"

Illustrierte Wochenschrift für Geflügel-, Kaninchen-, Ziegen-, Hunde- und Bienenzüchter, sowie Gartenbesitzer.

Erscheint jeden Freitag.

Preis im Vierteljahr nur 1.50 M.

Lehrreiche und leicht verständliche Artikel von ersten Mitarbeitern für alle Gebiete der Kleintierzucht und des Gartenbaues.

Jeder Abonnent ein Freiinserat im Vierteljahr im Werte von 1.50 M.

Probenummern kostenlos vom Verlag:

Buchdruckerei **Mich. Magin, Rodalben** (Pfalz).

Tüchtige Abonnentensammler gegen gute Vergütung gesucht.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 17. Februar

Dieser Nummer liegen Prospekte der Firmen **Felix Meiner Verlag, Leipzig** und **Verlag C. Ludwig Ungelenk, Dresden** bei. Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.